



ÖSTERR.-UNGAR.



REVUE



MONATSSCHRIFT
FÜR DIE GESAMTEN
KULTURINTERESSEN
DER ÖSTERR.-UNG.
ooo MONARCHIE ooo





30. BAND. 2. HEFT.

1903



1903

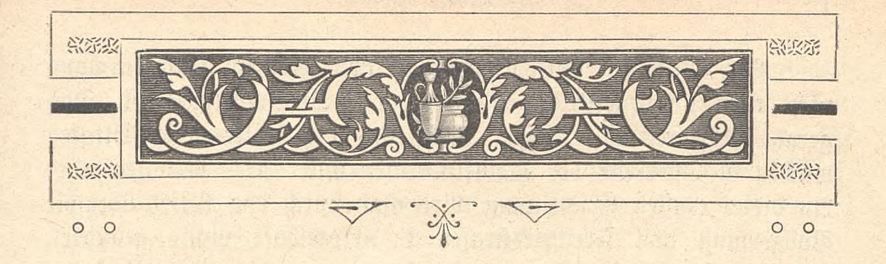
INHALT:

WIEN
Verlagsbuchhandlung L. Rosner (C. W. Stern)
I. Franzensring 16.

Dichtkunst.

Rundschau

Österreichische und ungarische Bibliographie.



Zur Reform des Strafvollzuges.

Von **Dr. Leopold Mandl.**

Unsere Gesetzgebung ist seit Jahren eine so sterile, daß wir der Exekutive dankbar sein müssen für jede Abschlagszahlung auf sozialethische Verpflichtungen, die von anderen Kulturstaaten schon seit langem in vollem Umfange eingelöst wurden. Zu dieser resignierten Bemerkung werden wir veranlaßt durch die Verordnungen des Justizministeriums, mit welcher die Gerichte angewiesen wurden, in allen berücksichtigenswerten Fällen von Verurteilungen jugendlicher Personen im Alter bis zum vollendeten 18. Jahre Gnadenanträge zu stellen, wobei in der Regel daran festzuhalten ist, daß der Verurteilte noch nicht vorbestraft sein und die Strafe drei Monate oder den Betrag von 500 Kronen nicht überschreiten darf. Seither ist eine neue Verordnung ergangen, welche unter gewissen Voraussetzungen denjenigen, die den größeren Teil der Strafe vorwurfsfrei verbüßt haben, die Entlassung aus der Haft in Aussicht stellt.

Man hat sich längst damit abgefunden, daß alle jene Zwecke, welche die Rechtsphilosophen der Strafe angedichtet haben, wie Abschreckung, Besserung u. dgl. mehr, tatsächlich nicht erreicht werden. Aber das eine Postulat muß doch wenigstens jederzeit aufrecht erhalten bleiben, daß die Strafe das von ihr getroffene Individuum in seinem sittlichen Kerne nicht verschlechtern dürfe. Das hat aber unter allen Strafen die kurze Freiheitsstrafe am meisten bewirkt. Über diese Tatsache ist die sogenannte „öffentliche Meinung", die auch hier wieder nur „private Faulheit" ist, viel zu wenig aufgeklärt.

Vor allem sei festgestellt, daß die kurze Freiheitsstrafe durchaus nicht etwa eine quantité negligeable des Strafvollzuges ist. Das gerade Gegenteil ist richtig: Mehr als die Hälfte aller Strafen machen in Österreich die Freiheitsstrafen unter drei Monaten aus. An dieser ernsten Erscheinung wird auch durch das Gesetz über die Vollziehung von Freiheitsstrafen in Einzelhaft nichts geändert, denn die Einzelhaft ist nur zulässig „soweit die Räumlichkeiten ausreichen" und obgleich seit Erlassung dieses Gesetzes fast drei Jahrzehnte verstrichen sind, ist erst ein verschwindend geringer Teil der Strafanstalten und Gerichtsgefängnisse überhaupt für die Verbüßung der Strafe in Einzelhaft eingerichtet.

Welches ist aber die Wirkung der kurzen Freiheitsstrafe?

Doktrin und Praxis, Rechtsgelehrte wie Gefängnisdirektoren haben mit seltener Übereinstimmung ein geradezu vernichtendes Verdikt über die Folgen der kurzen Freiheitsstrafe gefällt.

Einmütig wurde festgestellt, sie habe nur die Wirkung, daß die first offenders, die verbrecherischen Anfänger, durch die intime Gemeinschaft mit geübten und gewitzigten Übeltätern zum Verbrechertum herangebildet werden.

Der bekannte Kriminalist Liszt äußert sich dahin, daß die kleinen Gefängnisse neben verlotterten Herbergen und Schnapsbuden als die Hauptwerbestellen für das Gewohnheitsverbrechertum zu bezeichnen seien.

Wenn man erwägt, wie leicht jemand in einem temperamentvollen oder unüberlegten Augenblicke zum Übertreter unseres veralteten, jede Freiheit der Meinung erstickenden Strafgesetzes werden kann, dann sollte man mit der Verhängung einer Freiheitsstrafe doppelt sparsam zu Werke gehen. Statt dessen sehen wir, daß das Ehrgefühl der Bevölkerung systematisch herabgedrückt wird, indem die auf keiner gemeinen Triebfeder beruhenden Rechtsverletzungen mit gleichem Maße gemessen werden, wie die unsittlichsten Handlungen und der in seinem Rausche an der geheiligten Person des Wachmannes sich vergreifende Exzedent mit dem Dieb und dem Kuppler in ein und dasselbe Gefängnis geworfen wird.

Ohne Arbeit, — denn in den kleinen Gerichtsgefängnissen wird nicht gearbeitet — ohne Aufsicht und Disziplin ist der zum ersten Male das Gefängnis betretende Delinquent ausschließlich auf den Verkehr mit seinen Genossen angewiesen. Im Anfange scheu und zurückhaltend, gewöhnt er sich gar bald an den Umgang mit

den in Unehren ergrauten Verbrechern, die sich ihrer Schandtaten rühmen und in ihrem Müßiggange nichts Besseres zu tun wissen, als den Neuling zu unterrichten und sich einen Gehilfen für künftige Verbrecher heranzubilden. War es doch von jeher leichter, einen Menschen auf ein tieferes Niveau herabzuziehen, als ihn zu einer geläuterten Gesinnung emporzuheben.

Dabei herrscht in diesen kleinen Gefängnissen eine entsetzliche Überfüllung, welche mannigfache sexuelle Ausschreitungen begünstigt. Jung und alt ist ohne Unterscheidung nach der Wurzel des Deliktes zu einer Zwangsgenossenschaft vereinigt, deren unfehlbare Wirkung darin besteht, daß der Anfänger unter den Übeltätern das Gefängnis sittlich verkommener verläßt, als er es betreten hat.

Nicht besser liegen die Dinge in den Gefängnishäusern für Frauen und Mädchen. Die gemeinsten und schamlosesten Gespräche dringen an das Ohr der neu hinzugekommenen Gefangenen. In kurzem hat auch sie alle Scham eingebüßt, gar bald lernt sie Gefallen finden an den unzüchtigen Unterhaltungen und der Rest ist — Anwerbung für die Prostitution.[1])

Das sind die wenig erfreulichen Resultate, die der Staat mit der Verhängung der kurzen Freiheitsstrafe erzielt. So sieht die Lösung des Kulturproblemes aus, das er sich gestellt hat; so macht die Gesellschaft das nicht selten harmlose und geringfügige Übel wett, das von ihr bestraft werden will, indem sie den Delinquenten um einige Hemmungsvorstellungen gegen neuerliche Rechtsverletzungen erleichtert und zu erfolgreicheren Angriffen auf alle Rechtsgüter ausrüstet.

Nach alledem wird man begreifen, welche Bedeutung der Begnadigung von jugendlichen Verurteilten innewohnt. Nicht begreifen wird man dagegen, warum die Justizverwaltung auf halbem Wege stehen geblieben ist und alle jene Momente, welche für erstmalig Bestrafte überhaupt gelten, nur bei Personen bis zum vollendeten 18. Lebensjahre zur Berücksichtigung empfohlen hat. Sind die Einflüsse auf junge Geschöpfe allerdings doppelt gefährlich, so darf man anderseits nicht außer Acht lassen, daß insbesondere der Mann erst im Alter von 20—30 Jahren seinen Hauptkampf um die wirtschaftliche Existenz auszufechten hat, daß jene Unterstützungen,

[1]) Vergl. Ernst Rosenfeld: „Welche Strafmittel können an die Stelle der kurzzeitigen Freiheitsstrafe gesetzt werden?" — Berlin 1890.

die er in den zwei ersten Dezennien seines Lebens im Schoße seiner Familie allenfalls zu gewärtigen hat, zu versiegen beginnen, daß er erst nunmehr auf seine eigenen Kräfte angewiesen ist und die wirtschaftliche Not die Hauptwurzel aller Rechtsverletzungen bildet.

Nach der von dem Justizministerium herausgegebenen Statistik der Strafrechtspflege für die Zeit vom Jahre 1889 bis 1896 waren 86—90% sämtlicher Verbrecher vermögenslos und von der für das Jahr 1895 konstatierten Gesamtzahl von Verurteilungen in der Höhe von 521.756 entfielen 105.923 auf das Delikt des Diebstahles, 76.877 auf Bettel und Landstreicherei, wohl ein genügender Beweis dafür, welch' hervorragenden Anteil die Not an allen Rechtsverletzungen hat.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß von denjenigen, welche bei Gericht freigesprochen wurden, selten jemand noch einmal in die Lage kam, sich bei dem Strafgericht verantworten zu müssen: So tief und nachhaltig pflegt der Eindruck zu sein, den die Besorgnis vor der ersten Bestrafung machte; dagegen werden die meisten Verurteilten, welche ihre Strafe abgebüßt haben, rückfällig. Auch hier gilt der Satz: „Il n'y a que le prémier pas qui coûte".

Man hat sich weiters die Frage vorgelegt, ob denn die unerbittliche Strenge, mit welcher schon die erste Kontravention an jedem Individuum bestraft wird, den Geboten einer geläuterten Gerechtigkeit entspreche, ob nicht vielmehr jene Verzeihung am Platze wäre, die ein Vater seinem Sohne angedeihen läßt, ehe er die äußersten Machtmittel zur Anwendung bringt.[1])

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend haben sich die meisten Kulturstaaten schon seit mehreren Jahrzehnten nach einem Ersatzmittel für die kurze Freiheitsstrafe in allen jenen Fällen umgesehen, in denen bei dem Vorhandensein mildernder Umstände der Angeklagte bisher unbescholten war.

Zu diesen Surrogaten für die kurze Freiheitsstrafe zählt erstens das Probationssystem oder die probeweise Freilassung. Die Prinzipien dieser Institution, welche zuerst in Nordamerika Eingang gefunden und seit dem Jahre 1887 auch in England zur Anwendung gelangte, sind im wesentlichen folgende:

Wenn die Handlung, welcher eine bis dahin unbescholtene Person schuldig befunden wurde, mit einer Gefängnisstrafe von

---

[1]) Vergl. Ernst Rosenfeld a. a. O.

nicht über 2 Jahre bedroht erscheint, kann das Gericht bei dem Vorhandensein mildernder Umstände verfügen, daß dem Täter die Freiheit nicht entzogen werde, wogegen dieser die Verpflichtung hat, durch so lange Zeit, als es das Gericht für angemessen erachtet, auf Vorladung zu erscheinen und sein Urteil entgegenzunehmen, inzwischen aber sich einwandfrei zu betragen, wozu speziell in Amerika die Verpflichtung gehört, sich des Genusses von Alkohol zu enthalten. Ist die vom Gerichte festgesetzte Zeit verstrichen und hat der Verurteilte die ihm vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt, so gilt seine Strafe als verbüßt. Hat er dagegen gegen eine seiner Verpflichtungen verstoßen, so kann das Gericht, dem dies erweislich zur Kenntnis gebracht wird, gegen ihn sofort einen Haftbefehl erlassen.

Man hat in England und besonders in Nordamerika sehr gute Erfahrungen mit dem Probationssystem gemacht. Nicht einmal 5% aller auf Probe freigelassenen Individuen sind wegen Nichteinhaltung der ihnen vorgeschriebenen Bedingungen ihrer Freiheit wieder verlustig geworden. Allerdings sind sie in Amerika unter der Aufsicht eines Beamten, welcher darüber wacht, daß sie sich nicht dem Trunk ergeben und den Vorsatz zur Besserung in ihnen festigt.

Es ist allerdings fraglich, ob das Probationssystem auch auf die Verhältnisse unseres Kontinentes passe. Tatsächlich haben sich in Europa sowohl in den romanischen Ländern, als auch in Deutschland gewichtige Stimmen gegen dieses Ersatzmittel der kurzen Freiheitsstrafe ausgesprochen. Die romanischen Stimmen postulierten für ihre bewegliche und heißblütige Bevölkerung vor allem eine rasch wirkende Strafe, wenn sie anders noch einen Eindruck machen solle. Die Deutschen wieder wendeten ein, es erinnere dieses Strafmittel zu sehr an die Polizeiaufsicht, die es dem mit ihr belasteten Verurteilten unmöglich mache, einen bürgerlichen Erwerb zu finden, weil kein Dienstgeber jeden Augenblick die Polizei bei sich sehen wolle.

Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Probationssystem hat zweitens die gleichfalls vorzugsweise in England zur Anwendung gelangende Friedensbürgschaft. Der englische Richter kann bei gewissen Delikten statt der Freiheitsstrafe eine Geldstrafe diktieren und auf Leistung einer Friedensbürgschaft erkennen, welche darin besteht, daß der Verurteilte und sein Bürge sich als Schuldner des Königs auf einen bestimmten Geldbetrag bekennen (von 5 Pfund bis 600 Pfund Sterling, bei einem Lord nicht unter 1200 Pfund). Falls der Beschuldigte sich nicht in der ihm genau vorgeschriebenen

Weise benimmt, so verfällt die stipulierte Summe zu Gunsten des Königs. Dieses Surrogat der Freiheitsstrafe ist so sehr mit dem englischen Institut des Friedensrichters verwachsen, daß es für kontinentale Verhältnisse weniger geeignet erscheint, wenngleich es seit Beginn des Jahres 1890 auch in Italien zur Anwendung gelangt.

Ein drittes Ersatzmittel der kurzen Freiheitsstrafe ist der Verweis, der auch ein Bestandteil des österreichischen Strafrechtes ist, im übrigen von altersher besteht. Jakob Grimm erwähnt in seinen deutschen Rechtsaltertümern, daß schon das alemanische Gesetz da, wo es dem Unfreien Schläge zuerkannte, dem Freien bloßen dreimaligen Verweis verordnete: „corripiatur usque ad tertiam vicem“. Auch das ältere französische Recht kannte die sogenannte „correction par la bouche de juges“. Das geltende deutsche Reichsstrafgesetz verordnet, daß ein Beschuldigter im Alter zwischen 12—18 Jahren für Vergehen und Übertretungen in besonders leichten Fällen mit Verweis bestraft werden kann. Das österreichische Strafrecht kennt den Verweis als Strafmittel bei solchen Mißhandlungen von Eltern an ihren Kindern, der Mündel von Seite des Vormundes und eines Ehegatten durch den andern, wodurch der Gezüchtigte am Körper Schaden nimmt. (§ 413—417 St.-G.). Es kann aber nicht behauptet werden, daß in Österreich mit der Handhabung dieses Strafmittels ein besonderer Erfolg erzielt worden sei: vielmehr haben gerade die letzten Jahre wiederholt Fälle einer geradezu unmenschlichen Lieblosigkeit und Grausamkeit von Eltern gegen ihre leiblichen Kinder zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht, wogegen sich das Strafmittel des Verweises als völlig unwirksam erwies. Es mag sich in kleineren Gemeinwesen, wo für derartige an das Ehrgefühl des Ermahnten appellierende Strafen ein stärkerer Resonanzboden besteht, allenfalls bewähren: für größere Städte mit einer blasierteren Bevölkerung ist es eine stumpfe Waffe, die von keiner Seite ernst genommen wird.

Wir gelangen nun viertens zu demjenigen Ersatzmittel der kurzen Freiheitsstrafe, welches das neueste ist und sich zugleich am meisten bewährt hat, zum „sursis a l'execution“, belgisch-französischen Ursprunges, zur bedingten Verurteilung oder wie es von Liszt bezeichnet wurde, zur Aussetzung des Strafvollzuges. Sie beruht auf folgenden einfachen Grundsätzen:

Wenn das Gericht gegen einen Beschuldigten, der noch nicht wegen eines Verbrechens oder Vergehens verurteilt worden war,

eine Strafe bis zu drei Monaten Kerker zu verhängen findet, so kann es den Vollzug der Strafe aufschieben und gilt diese als verbüßt, wenn der Verurteilte drei Jahre lang keine neue strafbare Handlung begangen hat. Trifft hingegen letztere Voraussetzung nicht zu, so wird sowohl die erste, als auch die zweite Strafe unverkürzt vollzogen. Von einer Sicherheitsleistung, Bürgschaft oder sonstigen anderen Verpflichtungen wird die Rechtswohltat nicht abhängig gemacht, doch gilt der Strafaufschub stets als Vorbestrafung, kann also bei einem und demselben Rechtssubjekt nicht wiederholt zur Anwendung gelangen.[1])

Diese Prinzipien sind von einer so durchsichtigen Klarheit und Einfachheit, daß die Aussetzung des Strafvollzuges gegenüber allen anderen Surrogaten für die kurze Freiheitsstrafe unbestritten den Vorzug verdient. Der Verurteilte weiß, daß er sich drei Jahre lang nichts zu Schulden kommen lassen dürfe, wenn er die ihm gewährte Rechtswohltat nicht verwirken will und es wird ihm dies ein Ansporn sein, bis zum Ablauf dieser Frist alle antisozialen Instinkte zu bekämpfen, alle verderblichen Gelüste niederzuhalten.

In Anerkennung dieser strafpolitischen Vorteile hat auch der ehemalige österreichische Justizminister Graf Friedrich Schönborn in seinem Entwurfe eines neuen Strafgesetzes vom Jahre 1889 das Institut der bedingten Verurteilung vorgeschlagen. Er ging sogar noch weiter als das belgische Gesetz, indem er die Aussetzung einer Strafe gestattet, welche sechs Monate nicht übersteigt und überdies für zulässig erklärt, daß die Wohlverhaltungsfrist des Verurteilten bis auf ein Jahr herabgesetzt werden dürfe.

Leider ist es beim Entwurfe geblieben und unsere Gesetzgebung seither eine so unfruchtbare geworden, daß wir wohl auf Jahre hinaus verzichten müssen, im Wege der Gesetzgebung die so dringend nötige Reform des Strafvollzuges überhaupt in Angriff genommen zu sehen. Aber die eine Reform könnte doch wohl leicht auch ohne Mitwirkung der Legislative von der Verwaltung im eigenen Wirkungskreise durchgeführt werden, daß die Insassen kleiner Gefängnisse zur Arbeit angehalten werden. Wohl ist es eine fluktuierende und vielfach ungebildete Masse, mit der man es zu tun hat. Aber die Zahl der Analphabeten wird in der Bevölkerung, mindestens in der städtischen, eine immer geringere und

[1]) Vergl. Ernst Rosenfeld a. a. O.

die Bureaukratie hat, um nur ein Beispiel zu nennen, so viel Schreibarbeit zu bewältigen, daß die Erledigung wichtiger Eingaben und Agenden unter der Unzulänglichkeit der Schreibkräfte zu leiden hat. Sollte es da nicht möglich sein, einen Teil der Schreibarbeit den Gefänglingen zuzuweisen und damit jenen Müßiggang zu bannen, den wir als die Hauptwurzel der Verderbnis für die verbrecherischen Anfänger erkannt haben.

Wenn irgend etwas dem verworrenen Gang der Geschichte mit Sicherheit und Klarheit zu entnehmen ist, so ist es die Erkenntnis, daß die Rechtspflege, welche in der Kindheit der Völker unter den grausamsten Formen gehandhabt wird, in fortschreitender Humanisierung begriffen ist. Wie Hegel die Gnade des Staatsoberhauptes als Selbstaufhebung der Gerechtigkeit bezeichnet hat, so darf man in der fortschreitenden Kultur die allmählige Selbstaufhebung der Strafe erblicken. Mögen auch die bösen Instinkte der Menschen, gleich dem Feuer, das die Erdrinde durchbricht, von Zeit zu Zeit emporzüngeln, gewisse Epochen der Rohheit und der Unmenschlichkeit können doch wohl als endgiltig überwunden betrachtet werden. Daß ein Vater gleich dem pater familias des alten römischen Rechtes sein Kind dreimal als Sklaven verkaufen könne, ehe es für immer seiner Macht entzogen und der Freiheit wiedergegeben sei, daß der Gatte die Gattin verkaufen, verpfänden oder verschenken dürfe, daß ein Mörder gemeinsam mit einem Affen, einem Hunde, einer Schlange und einem Hahne in eine Kuhhaut genäht und in das Meer versenkt oder wilden Tieren vorgeworfen werde, daß wie nach altem deutschen Rechte der Wilddieb an einen Hirschen geschmiedet und zu Tode geschleift werde, daß dem Meineidigen die Schwurfinger abgehauen, dem Verläumder die Zunge ausgeschnitten, dem Verbrecher ein Schandzeichen in das Gesicht gebrannt werde: Alle diese entsetzlichen Rohheiten und Grausamkeiten, an die wir nur mit Schaudern zurückdenken, sind unter Kulturvölkern wohl für immer aus dem Reich der Möglichkeit verbannt und selbst dem Nietzsche-Kultus mit seiner Verherrlichung der „schweifenden Bestie" wird es kaum gelingen, eine Renaissance der Grausamkeit unserer Altvorderen herbeizuführen.

Immer mehr weist uns die Rechtsgeschichte den Weg, daß nicht blos die groben, materiellen Lebensgüter, nicht blos die Somata und Chremata, sondern nicht minder auch die immateriellen Rechte der Menschen bewahrt und beschützt zu werden verlangen.

Unter diesen materiellen Lebensgütern nimmt die persönliche Freiheit der Staatsbürger den ersten Rang ein. Das Maß von Achtung, welches sowohl von den Behörden, als auch von der Bevölkerung der persönlichen Freiheit entgegengebracht wird, ist zugleich der sicherste Gradmesser dafür, ob die Kultur nur ein bloßer Firnis ist, der leicht weggekratzt werden kann, oder ob sie in Fleisch und Blut der Nation übergegangen ist. Noch so schön gedrechselte Sätze in den Staatsgrundgesetzen bleiben tote Worte, mit welchen man keinen Hund vom Ofen hervorjagen kann, wenn die Bevölkerung, statt gegen jede, auch die leiseste Verletzung der ihr eingeräumten Grundrechte sofort in empfindlichster Weise zu reagieren, den Angriffen auf die Verfassung indolent und teilnahmslos gegenübersteht.

Freiheit und Ordnung stehen einander so wenig im Wege, daß vielmehr die eine durch die andere bedingt und gefördert wird. Das sieht man am deutlichsten in England, wo der Gesetzsinn der Bevölkerung am tiefsten ausgeprägt ist und zugleich der persönlichen Freiheit des Einzelnen auch von den Behörden der größte Schutz verliehen wird.

Vor Jahren hatte jemand in London die Verhaftung von drei Arbeitern in fahrlässiger Weise herbeigeführt. Obgleich die Arbeiter nur sechs Stunden in Haft gewesen waren, erhoben sie doch sofort eine Schadenersatzklage wider den Anzeiger und die Ziviljury erkannte auf eine Entschädigung von 300 Schilling für jeden der Arbeiter. Der Gerichtshof erklärte, er fühle sich nicht veranlaßt, an diesem Spruche der Jury zu rütteln, da es den Anschein habe, daß die Jury nicht so sehr die Verhältnisse des Beklagten, als vielmehr die Wichtigkeit des Rechtes der persönlichen Freiheit (the importance of the right of personal liberty) im Auge gehabt habe.[1])

England ist freilich das Land der Widersprüche. Unserem Empfinden würde es wieder keineswegs entsprechen, wenn, wie es in England geschieht, dem Ehemann einer verführten Frau eine Geldentschädigung zuerkannt werden wollte. Allerdings erreichen diese Bußen eine so namhafte Höhe — nicht selten bis zu 50.000 Kronen — daß die Quantität in die Qualität umschlägt und mit der Größe der Geldsumme die beleidigte Gattenehre gesühnt werden will.

Um aber auf den früheren Fall der Arbeiter zurückzukommen, so muß man sagen, daß, wenn sich derselbe bei uns ereignete, die

[1]) A Summary of the Law of Torts etc. by Underhill. London 1881.

Arbeiter zwar nicht nach sechs Stunden schon aus der Haft entlassen worden, aber überdies außer stande wären, sich irgend eine Entschädigung für die ihnen durch die ungerechtfertigte Haft zugefügte Unbill zu verschaffen.

Eine der traurigsten Erscheinungen unserer Strafjustiz ist die Sorglosigkeit, mit welcher die Untersuchungshaft auch wider solche verhängt wird, die wegen ihrer langjährigen Ansässigkeit einen Fluchtversuch durchaus nicht rechtfertigen. Alle Erlässe des Justizministeriums, welche in den letzten Jahren wiederholt auf eine sorgfältigere Prüfung aller einschlagenden Umstände vor Verhängung einer so einschneidenden Maßregel, wie es die durch die Haft herbeigeführte völlige Sequestration der Persönlichkeit ist, mit Nachdruck gedrungen haben, erwiesen sich binnen kurzem als unwirksam und es ist bei der alten, unbewährten Praxis verblieben. Es ist psychologisch überaus merkwürdig, daß derselbe Richter, welcher in einem Zivilprozesse vorerst alle nur halbwegs relevanten Beweise in der sorgfältigsten Weise durchführt, ehe er sich entschließt, eine Partei zur Zahlung eines Geldbetrages von 200 Kronen zu verurteilen, als Untersuchungsrichter im Strafprozesse auf einen bloßen „Verdacht" ohne jede glaubhafte Bescheinigung mit der ungleich ernsthafteren Maßregel der Verhaftung vorgeht, und doch unterliegt die Zivilentscheidung, ehe sie vollstreckt wird, noch der Überprüfung durch mindestens eine Instanz, während die Haft unmittelbar vollstreckt wird und die allerdings in der Theorie dagegen zulässige Beschwerde sich in der Regel als erfolglos erweist. Woher rührt diese Verschiedenheit der Auffassung innerhalb der Psyche eines und desselben Justizorganes, die dem Gelde eine so große, der persönlichen Freiheit eine so geringe Bedeutung beimißt? Ist sie in der „Philosophie des Geldes" begründet, wonach, um mit Georg Simel zu reden, das Geld „die Möglichkeit aller Werte ist, weil es den Wert aller Möglichkeiten zur Geltung bringt?".

Oder ist sie etwa ein Nachklang des mittelalterlichen Kompositionssystems, das unter Verdrängung der Blutrache die empfindlichsten Eingriffe in die Integrität der physischen Persönlichkeit bis zur vollständigen Vernichtung derselben mit der Abfindungssumme eines skalamäßig abgestuften Wehrgeldes zur Sühnung brachte? Damals hatte man noch eine „so rein quantitative Vorstellung" vom Werte des Menschen, daß ein genauer Tarif für die einzelnen

Verletzungen festgesetzt und bei gegenseitigen Beschädigungen mehrerer Personen zwischen ihnen ein wahrer Kontokorrentverkehr mit mutuellen Belastungen und Gutschriften eingerichtet wurde.

War dieses Wehrgeldsystem gegenüber der Blutrache, die sich nicht selten durch mehrere Jahrhunderte in einzelnen Familien fortschleppte, so daß man sogar den welthistorischen Kampf der Guelphen und Ghibellinen auf einen blutigen Familienzwist zurückführt, gewiß ein großer, kultureller Fortschritt, so muß man doch anderseits in dem entwicklungsgeschichtlichen Gang des Rechtes aufhören, den Wert des Menschen auf eine Geldeinheit zu reduzieren.

Freilich, ganz verklungen ist diese Auffassung noch immer nicht. Gewährt doch unser geltendes Privatrecht im „Schmerzensgeld" eine bare Entschädigung dafür, daß die physische Integrität des Verletzten aufgehoben, der normale Verlauf seiner Lebensvorgänge gestört worden war. Nur darf man nicht übersehen, daß der Zuerkennung des Schmerzensgeldes die Tendenz innewohnt, nicht sowohl den ökonomischen vielmehr als den immateriellen Lebensgütern zu einer Genugtuung zu verhelfen, nicht sowohl für den körperlichen, als für den seelischen Schmerz eine Vergütung zu gewähren. Auch die Entschädigung, zu der nach unserer Zivilprozeßordnung derjenige verurteilt werden kann, welcher in offenbar mutwilliger Weise Prozeß geführt hat, gehört in die Kategorie der Kompensationen für Gemütsaufregungen, die eine chikanöse Partei verursacht hat, und so kann man in beiden Fällen mit Josef Unger sagen „daß das Geld als das allgemeine Genußmittel sich auch als das allgemeine Entschädigungsmittel darstellt."

Wie will man aber den Vorgang rechtfertigen, der in der Strafjustiz bei Umwandlung einer für ein Delikt zuerkannten und wegen Armut des Verurteilten sich als uneinbringlich erweisenden Geldstrafe in eine Arreststrafe beobachtet wird? Hier liegt der Fall umgekehrt. Während früher Personalgüter mit Geld aufgewogen wurden, soll nun der Wert des Geldes durch Personalgüter äquipariert werden. Und nach welchem die Menschenwürde wahrhaft erniedrigenden Maßstabe geschieht dies! Das Gesetz hat auch hier einen „Tarif" aufgestellt, nach welchem für je fünf Gulden Geldstrafe 24 Stunden Arrest diktiert werden. Wer fühlt nicht, daß diese Rechnung keineswegs ohne Rest aufgeht? Gibt die unverschuldete Armut eines Verurteilten das Recht, dessen Strafe so empfindlich zu verschärfen, daß man sie durch ein inkommensurables

aliud zu ersetzen sucht? Durch ein aliud, das den Verurteilten seiner Familie und seiner Erwerbstätigkeit entreißt, seiner Ehre tiefe Wunden schlägt, seine unschuldigen Angehörigen vielfach dem Notstande preisgibt, somit in die Strafe einbezieht, und überdies dem Staate im Laufe des Jahres bedeutende Kosten verursacht.

Und doch soll selbst nach unserem veralteten Strafgesetze die Strafe niemand als den Täter treffen!

Wiederholt haben hervorragende Rechtslehrer wie Lammasch und Liszt verlangt, daß die Zahlung der Geldstrafen in kleinen, dem Nahrungsbetriebe des Straffälligen oder seiner Familie nicht zum Abbruche gereichenden Raten gestattet werden möge. Dieses Begehren könnte ganz wohl auch ohne Erlassung eines neuen Gesetzes von der Justizverwaltung in ihrem eigenen Wirkungskreise erfüllt werden: Das geltende Gesetz verordnet zwar, daß die Vollstreckung der Freiheitsstrafe nicht unterbrochen werden dürfe, rücksichtlich der Geldstrafen besteht hingegen kein ausdrückliches Verbot, welches die ratenweise Abstattung hinderte. Wohl hat eine oberstgerichtliche Entscheidung vom 21. Juni 1865 den Erlag einer Geldstrafe in Raten für unstatthaft erklärt: sie findet aber in den gesetzlichen Bestimmungen über die Einbringung der Geldstrafen keine notwendige Stütze und könnte leicht durch eine Verordnung des Justizministeriums die bisher geübte Wirkung auf die unteren Instanzen verlieren.

Wenn sich die Justizverwaltung zu einer solchen Konzession bis nun nicht bereit gefunden hat, so dürfte der Grund hiefür darin gelegen sein, daß sie dem ohnedies vielgeplagten Strafrichter nicht auch noch die mit der Evidenzhaltung der Raten verbundene Arbeit aufbürden wollte. Hier könnte durch Kreirung einer Zentralstelle für den Strafvollzug Wandel geschaffen werden.

Wir wollen nicht soweit gehen, für das von Liszt vorgeschlagene Strafvollzugsamt zu plaidieren, das aus Strafanstaltsdirektoren, dem Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und zwei aus Fürsorgevereinen zu wählenden Vertrauensmännern zusammengesetzt sein soll und die Aufgabe hätte, sich aus eigener Anschauung durch unmittelbaren Verkehr mit dem Delinquenten ein Urteil über dessen Beschaffenheit und Gemeingefährlichkeit zu bilden und darnach das Ausmaß der Strafe zu bestimmen oder eine bedingte Freilassung zuzugestehen. Abgesehen davon, daß wir mit der Heranziehung des Laienelementes zur Strafrechtspflege keine Resultate erzielt, welche zur Weiterbildung dieses Grundsatzes ermunterten, würde auch sonst

die Schaffung eines Strafvollzugsamtes im Sinne der Liszt'schen Vorschläge eine so tiefgreifende Veränderung der Auffassung über die Natur und den Zweck der Strafe zur Voraussetzung haben, daß wir den Zeitpunkt noch nicht für gegeben erachten, eine derartige Reform ins Auge zu fassen, so wünschenswert es auch wäre, daß sich Richter und Staatsanwälte aus eigener Anschauung ein deutliches Bild darüber machten, was es bedeute, jemanden für mehrere Jahre in den Kerker zu schicken.

Dagegen würde die Schaffung eines Strafexekutionsgerichtes nach Analogie des mit unserer Zivilprozeßordnung eingeführten Zivilexekutionsgerichtes keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten. Lediglich mit dem Vollzuge strafgerichtlicher Urteile befaßt, könnte es in Berücksichtigung verdienenden Fällen die ratenweise Abstattung der Geldstrafen, die Aufschiebung des Vollzuges auf eine Zeit, in der dem Verurteilten ein besserer Erwerb möglich ist, im Hinblick auf versorgungsbedürftige Angehörige oder andere wichtige Umstände sogar die Einstellung des Vollzuges verfügen. Ein derartiges Strafexekutionsgericht käme überhaupt in die Lage, den Strafvollzug zu individualisieren. Gegenwärtig ist die Tätigkeit des Strafrichters eine rein formale, er beschränkt sich darauf, den objektiven Tatbestand unter das Gesetz zu subsumieren. Schon dem subjektiven Tatbestand, insbesondere den Strafausschließungsgründen der Sinnesverwirrung, der Volltrunkenheit, der Notwehr, des unwiderstehlichen Zwanges wird nur dann ein Augenmerk zugewendet, wenn sie in den krassesten Formen zur Erscheinung gelangen. Ist aber das Urteil einmal rechtskräftig, dann wird es ohne Bedachtnahme auf die persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Verurteilten vollstreckt, mag darüber auch die Mutter dem Kinde entrissen werden, das sie zu säugen hat, oder mögen andere schutzbedürftige Familienmitglieder im zartesten Alter der Verwahrlosung preisgegeben werden.

Der moderne Staat ist beflissen, seinen Einwohnern ein Existenzminimum zu gewährleisten und gestattet darum nicht, daß man sie behufs Befriedigung privatrechtlicher Ansprüche der Kleider, Einrichtungsgegenstände und Werkzeuge beraube, welche für sie und ihre im gemeinsamen Haushalte lebenden Familienmitglieder unentbehrlich sind. Er setzt zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen eine Verschleuderungsgrenze fest, unter welcher die bei einer Zwangsversteigerung zur Feilbietung gelangenden Objekte an den Meist-

bietenden nicht hintangegeben werden dürfen. Bei Privat- und Staatsbeamten wird ein Teil ihres Einkommens dem Zugriff der Gläubiger gänzlich entzogen: Der Staat will somit jedem Einwohner gleichsam ein Asyl schaffen, in das selbst der Arm der Gerechtigkeit nicht eindringen darf; er will auch dem Heruntergekommenen noch einen Stab lassen, an dem er sich wieder emporheben kann. Gerät der Staat, der von solchen sozialpolitischen Erwägungen ausgeht, nicht mit sich selbst in Widerspruch, wenn er in dem einen Falle das Arbeitsmittel für unantastbar erklärt, in dem anderen Falle um geringfügiger Kontraventionen willen die Arbeitskraft mit Beschlag belegt und dadurch eben jene Folgen herbeiführt, die er bei Geltendmachung eines privatrechtlichen Anspruches verhüten will? Hat der Staat das Recht, gegen seine Untertanen, von denen er Treue und Ergebenheit fordert, unerbittlicher und nachsichtsloser zu sein, als der Gläubiger gegen seine Schuldner?

Man wird uns entgegnen, das sei alles recht schön, aber die „Rechtsidee" erfordere bei dem Strafunrechte viel dringender, als bei dem Zivilunrechte, daß es eine Sühne erfahre.

Wir gestehen offen, daß uns die „Rechtsidee", dieses nebulose Abstraktum, herzlich wenig imponiere. Wir teilen die Auffassung Jehrings, daß nicht das Rechtsgefühl das Recht erzeuge, vielmehr umgekehrt das geltende Recht das Rechtsgefühl aus sich hervortreibe. Wir sind der Meinung, daß es zwar vererbte Energieen, aber keine „angeborenen Ideen" gebe, daß alle Ideen etwas historisch Gewordenes sind und darum auch wieder der Vergänglichkeit anheimfallen.

Die „Rechtsidee" hat den Wucher bald gestattet, bald verboten, die „Rechtsidee" hat die Sklaverei und Leibeigenschaft gutgeheißen, sie hat durch mehrere Jahrhunderte mit der Folter den Schmerz zum Schmelztiegel der Wahrheit gemacht, sie hat noch vor wenigen Jahrzehnten den fluchtverdächtigen Schuldner in den „Personalarrest" gesteckt und nur die humane (!) Einschränkung gemacht, daß der „vorsichtsweise verhängte Personalarrest" sich über die Dauer eines Jahres nicht erstrecken dürfe. Die „Rechtsidee" der alten Germanen kannte, um ein aktuelleres Beispiel zu wählen, das Prinzip der Majorisierung noch nicht: wer dem Beschlusse der Gemeinde nicht zustimmte, war auch nicht durch ihn gebunden. Unsere Zeit hingegen hat bis vor einem Jahrzehnt mit der „Mehrzahl" einen wahren Götzendienst getrieben. Die Obstruktionskämpfe der letzten Jahre

deuten darauf hin, daß die unbestrittene Herrschaft des Majorisierungsprinzipes zu Ende sei, und daß man auf ein Kompromiß zwischen Majorität und Minorität werde bedacht sein müssen.

Man sieht also, die „Rechtsidee" ist nicht unbeugsam, sie läßt sich eines Besseren belehren und am allerwenigsten darf man sich ihretwegen abhalten lassen, dem Vernünftigen zum Durchbruche zu verhelfen.

Wir wollen nicht mißverstanden werden: Nicht als ob wir die Geldstrafe aus der Reihe der Strafmittel verbannen wollten. Sie hat unleugbare Vorzüge, so insbesondere den der großen Abstufbarkeit und vollkommenen Widerruflichkeit. Nur wird von der Abstufbarkeit in der Praxis nicht der richtige Gebrauch gemacht; das Gesetz beschränkt sich in der Regel darauf, die Höhe des Betrages nach oben und nach unten zu begrenzen. Es kann aber das Minimum für den Armen härter sein, als das Maximum für den Reichen. Es ist deshalb schon der Vorschlag aufgetaucht, das Gesetz solle von der Fixierung einer bestimmten Summe absehen und perzentuelle Quoten des Einkommens zur Grundlage der Strafe machen, wogegen wieder mit Recht eingewendet wurde, daß dann ein mehrfacher Millionär für eine ganz geringfügige Übertretung viele Tausende bezahlen müßte, was wohl auch nicht angemessen wäre.

Nichtsdestoweniger wollen wir, daß die Geldstrafe für alle geringfügigen Delikte als Hauptstrafe beibehalten werde. Sie soll auch bei den auf Gewinnsucht beruhenden Delikten wohlhabender Verbrecher neben der Freiheitsstrafe mit einem empfindlich wirkenden Betrage als Nebenstrafe diktiert werden; wir wollen nur nicht, daß die Geldstrafe ein Vorrecht der Besitzenden sei, um sich von der Freiheitsstrafe loszukaufen. Wir wollen, daß der rohe, mittelalterliche Grundsatz: „qui de aere non habet, luat de corpore" verleugnet und von der Umwandlung uneinbringlicher Geldstrafen in eine Freiheitsstrafe Abstand genommen werde, weil wir mit Liszt der Anschauung sind, daß, wer mit dem Gefängnisse einmal in Berührung gekommen ist, eher rückfällig wird als derjenige, dem die Strafe gänzlich erlassen wird.

In einer Zeit, in welcher derjenige überwiegende Teil der Bevölkerung, der keine Sachgüter anhäufen kann und nur das Personalgut der Arbeitskraft sein eigen nennt, durch eine immer mehr sich ausbreitende Organisation zu einem nicht mehr geringgeschätzten Machtfaktor geworden ist, muß auch die größte Organi-

sation, d. i. der Staat, den Personalgütern eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, wenn der sich immer schärfer zuspitzende Gegensatz zur Denk- und Empfindungsweise der Mehrzahl der Bevölkerung nicht zu einer ernstlichen Gefährdung der Rechtsordnung führen soll. Wir sehen demgemäß, daß mit einer fortwährenden Entwertung und Verfolgung des arbeitslosen Einkommens durch das Sinken des Zinsfußes, die progressive Einkommensteuer, die Rentensteuer, durch von Zeit zu Zeit sich erneuernde Konversionen Maßnahmen Hand in Hand gehen, welche auf einen erhöhten Schutz der Arbeitskraft und des erarbeiteten Einkommens abzielen. Der Wert des Geldes sinkt, der Wert des Menschen steigt; das ist die Signatur der Gegenwart und diese beiden parallel laufenden Tendenzen werden sich auch in den Strafsystemen der Völker Geltung zu verschaffen wissen.



Ernst Mach.

(Ein Versuch zu seiner Würdigung an der Hand seiner „Populär-wissenschaftlichen Vorlesungen"[1]) von Hofrat **Kareis**.

(Schluß.)

Wir gelangen nun in der Besprechung der Mach'schen Vorlesungen zum siebzehnten Artikel: „Über den relativen Bildungswert der philologischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer der höheren Schulen". Diesen Vortrag hielt Mach am 16. April 1886 auf der Versammlung des deutschen Realschulvereines, nachdem er ihn im Jahre 1881 auf der Salzburger Naturforscher-Versammlung, für welche selbiger entworfen war, nicht halten konnte. Der Vortrag ist schon darum ein reifes, wohlausgetragenes Kind Mach'schen Geistes zu nennen, da er ihn fünf Jahre lang formte; aber es strahlen aus demselben auch die Lichter der Erfahrung eines ganzen, langen, arbeitsreichen und einsichtsvollen Lebens, einer gedankenschweren Lehrerlaufbahn.

Der Gegenstand, der hier behandelt wird, ist ein zu wichtiger, die mit demselben verknüpften Fragen zu ernste — wir möchten sagen, heilige — als daß wir denselben innerhalb des uns zu-

---

[1]) Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1903. Dritte vermehrte und durchgesehene Auflage.

gewiesenen Raumes auch nur annähernd erschöpfen zu können hoffen dürften; es leuchtet jedoch jedem, der sich einmal gewissenhaft mit der Angelegenheit des Unterrichtes befaßt hat, ein, daß die vernünftige Auffassung seines Wesens, seiner Bedeutung, seines Wertes und deren richtige Anwendung in der Ausgestaltung des Schulwesens für die Zukunft der Staaten von großer Bedeutung sind. Von den Lehrern kann man mit größerem Rechte, als von den Künstlern sagen:

„Der Menschheit Würde ist in Euere Hand gegeben; bewahret sie!
Mit Euch kann sie versinken; mit Euch wird sie sich heben!“

Mach sagt in jenem Vortrage: er sehe die Rechtfertigung über den in Rede stehenden Gegenstand zu sprechen „in der Pflicht und der Notwendigkeit für jeden Lehrenden, sich nach seinen Erfahrungen über diese wichtige Frage eine Meinung zu bilden, und etwa noch in dem Umstande, daß er selbst in seiner Jugend nur kurze Zeit (unmittelbar vor dem Übertritt auf die Universität) dem Einflusse einer öffentlichen Schule ausgesetzt war, somit die Wirkung sehr verschiedener Unterrichtsweisen an sich selbst beobachten konnte“.

Und nun hält Mach eine Übersicht über die Argumente, deren sich die Vertreter des philologischen Unterrichtes zur Verteidigung ihrer Ansichten bedienen, und weist an der Hand der Darstellung F. Paulsens in dessen „Geschichte des gelehrten Unterrichtes“ (Leipzig, 1885) nach, daß der Lateinunterricht durch die römische Kirche in die Schulen Eingang fand, und neben der lateinischen Sprache nur Überreste der antiken Wissenschaft in den Unterricht gelangten; wer gebildet heißen wollte, mußte Latein lernen! Diesem Mittel aber verdankt auch das Mittelalter jene Internationalität in der Lösung seiner Kulturaufgaben, welche heute — trotz der Verschiedenheiten der Kultursprachen — durch den Zwang der Dinge, durch den immens angewachsenen internationalen Verkehr und durch das Herandrängen weitester Schichten der Bevölkerung zu den Quellen des Wissens natürlich noch rascher erreicht wird, als durch das Mittel eines wissenschaftlichen Volapük.

Lernt man heutzutage Französisch, Englisch und Deutsch — man versteht dann auch unschwer Italienisch — so hat man bei gutem Willen dafür gesorgt, daß man für den Genuß der edelsten Kulturfrüchte fähig ist. Es ist sicher, daß diese Kultursprachen größeren und nützlicheren Ideengehalt bergen, als die antiken Sprachen.

Wohl führen unsere Wissenschaften eine Menge Termini griechischen und lateinischen Ursprungs, daraus aber schon die Notwendigkeit des allgemeinen Unterrichtes in diesen Sprachen ableiten zu wollen, hält Mach für eine zu weit gehende Forderung. Es genügt, wenn man genaue, festumschriebene Vorstellungen an die als Fremdworte geltenden Ausdrücke knüpft, um ihre Ableitung braucht man sich nicht zu kümmern. In der Prägung wissenschaftlicher Bezeichnungen eigenster Faktur gehen uns die Slaven mit gutem Beispiele voran. Die Tschechen haben für chemische, physikalische und andere Begriffe und Objekte sehr prägnante, anschauliche Benennungen in ihrer Sprache zu finden gewußt und, wenn das auch für den internationalen gelehrten Verkehr nichts bedeuten mag, so ist es doch von großem Nutzen für die Belehrung der unteren Bevölkerungsschichten innerhalb jeder Nation.

„Um wegen des Verständnisses wissenschaftlicher Ausdrücke Lateinisch und Griechisch zu erlernen, muß der Gymnasiast in acht bis zehn Jahren sich plagen; ein Wörterbuch gibt darüber in einigen Augenblicken Auskunft". Es ist kein Zweifel, daß unsere Kultur an die antike anknüpft, allein sie hat eine vollständig veränderte Richtung angenommen. Die mathematisch-naturwissenschaftliche Aufklärung durchdringt gegenwärtig alle Gebiete der Forschung, selbst die philosophischen und historischen — ja auch die Sozial- und Sprachwissenschaften — hingegen wirkt, was an Spuren antiker Anschauungen im Rechtsleben, in der Philosophie, Kunst und Wissenschaft noch zu finden ist, eher hemmend, als fördernd. Wir verweisen zur Bekräftigung dieses Ausspruches nur auf den Einfluß aristotelischer Lehren, dessen man sich noch nicht überall entschlagen hat. Die Frage der Einführung einer internationalen Sprache tritt übrigens aufs Neue hervor. Couturat, Professor an der Universität Toulouse, bricht eine Lanze für diesen Gedanken. Nimmt man an, daß derselbe durchführbar wäre, d. h. daß man wirklich an die Kreierung eines allgemein verständlichen Idioms schritte, so hieße das einen Bildungszustand innerhalb der einzelnen Völker voraussetzen, der leider himmelweit von dem wahren Sachverhalt der Gegenwart entfernt ist; aber sicher ist es, daß dann Griechisch und Latein vollständig entbehrlich würden. Professor Couturat will zwar das Gegenteil beweisen, allein er scheint uns die Wirklichkeit und deren Forderungen — ein echter Philosoph älterer Faktur — ganz außer Betracht zu lassen. Der jedenfalls gut-

gemeinte Gedanke Couturats erinnert lebhaft an den des Grafen Coudenhove, welcher den österreichischen Sprachenstreit in der Weise zu lösen sucht, daß er — das Russische zur Staats- und Verkehrssprache in unserem Vaterlande einzuführen vorschlägt. Und das hieße doch wahrlich mit der Kirche ums Kreuz gehen, oder um seinen eigenen Schatten herumkommen wollen.

Wir kehren zu Mach zurück; derselbe stellt die Kenntnis der alten Sprachen für Historiker, Philologen, Theologen, ja sogar für Juristen als unerläßlich notwendig hin, obwohl in der dem Vortrage folgenden Diskussion Stimmen laut wurden, welche die Kenntnis jener Sprachen für Juristen entbehrlich fanden. „Daß aber wegen dieser Bedürfnisse die ganze, nach höherer Bildung strebende Jugend in so unmäßiger Weise Lateinisch und Griechisch lernen muß, so daß die angehenden Mediziner und Naturforscher mangelhaft gebildet, ja verbildet an die Hochschule kommen, indem sie nur von jener Schule kommen dürfen, welche ihnen nicht die nötige Vorbildung zu geben vermag, das sind doch etwas starke Forderungen“.

Die Bewegung, welche in Deutschland die Zulassung der Realschüler zum Studium der Medizin an Hochschulen zum Ziele hat, ist somit ganz dem Geiste entsprossen, der aus Mach's eben zitierten Worten leuchtet.

Das Gesetz der Trägheit scheint nur materielle Erscheinungen zu beherrschen, allein es macht sich auf kulturellem und auf geistigem Gebiete überhaupt noch viel verhängnisvoller geltend:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Plage fort;
Sie schleichen von Geschlechte zu Geschlechte
Und rücken langsam nur vom Ort“ —

Das gilt auch in Erziehungs- und Unterrichtsangelegenheiten, ja vornehmlich hier! Mach ist nun auch auf diesem Gebiete nicht einseitig im Urteil; mit warmer Innigkeit preist er die Segnungen, welche aus richtigem Verständnis der alten Autoren sprießen — aber: „Wer nur aus diesen Quellen schöpft, wer nur diese Bildung kennt, hat allerdings kein Recht, über den Wert einer andern zu sprechen. Als Bildungsmittel einzelner ist ja diese Literatur äußerst wertvoll, ob aber als fast einziger Unterrichtsgegenstand für die Jugend, das allerdings ist eine andere Frage“. Und Mach verweist nun auf andere Völker und deren Bücher und auf die höchste aller

Lehrmeisterinnen — auf die Natur! In derben, aber ungemein wirksamen Worten deckt er die Schäden auf, welche aus der einseitigen Pflege der alten Literatur und ferner noch daraus erwachsen, daß sie diejenigen, die aus ihr ihre ganze Belehrung schöpfen, oft sogar zur Anerkennung und Nachahmung griechischer und römischer Unsitten begeistert!

„Und wenn eine Bekanntschaft mit der alten Welt wirklich und sicher erzielt würde, so möchte man sich mit der philologischen Unterrichtsweise noch abfinden; allein Worte und Formen sind es, dann wieder Formen und Worte, die der Jugend immer geboten werden. Alles, was daneben noch getrieben werden kann, verfällt derselben trostlosen Methode und wird zur Wissenschaft aus Worten, zum bloßen gehaltlosen Gedächtniskram"! Mach meint — und mit Recht behauptet er es — daß man auf viel kürzerem Wege, durch gute Übersetzungen, sich die Kenntnis der alten Autoren erwerben könnte, ohne einen Zeitaufwand von 8 Jahren darauf zu verwenden. Griechen und Römer, nach einem gründlichen, nicht einseitig betriebenen Unterricht in der Kulturgeschichte studiert, bieten viel mehr Nutzen, als die gegenwärtig befolgte Methode es vermag.

Hierauf wendet sich Mach gegen die Ansicht, daß die Mathematik und die Naturwissenschaften nur wegen des ihnen anhängenden materiellen Nutzens zu lernen seien. In geistdurchleuchteten Worten verweist er auf die Erhebung, auf die Poesie hin, die darin liege, daß man sich selbst aus dem Mittelpunkt der Welt herauszurücken und die unendliche Majestät der Schöpfung in den Naturwissenschaften zu erkennen lernt. „Zwei Dinge sind es, die das menschliche Gemüt mit stets erneuerter, tiefster Bewunderung erfüllen", meint Kant, „das moralische Gesetz in mir und das gestirnte Himmelszelt außer mir". Nun, das moralische Gesetz lernt man wahrhaftig aus den alten Autoren nicht immer in seiner Reinheit kennen; mit der Verherrlichung der Helden des Altertums, mit der Beschreibung roher kriegerischer Taten, mit den Bildern der Herrschsucht, Grausamkeit und anderer Dinge, die weder zu unserer heutigen Bildung, noch zu den Bedingungen passen, unter denen wir leben, mit all' dem füllen wir die Ohren der Jünglinge, denen die dräuenden Fragen der Jetztzeit entgegenstarren. Die Wirklichkeit weckt die idealen Träumer oft nur zu unsanft, oft aber zu spät, aus dem Schlummer, in welchen sie die philologische Leier eingelullt!

Den „Nutzen" der Naturwissenschaft sieht Mach nicht im materiellen Aufschwung, der gleichwohl die Folge ihres Studiums ist; aber das nennt er bloß ein Nebenprodukt des geistigen Aufschwungs, den sie erzeugt hat. Trotzdem will er diesen Nutzen nicht von jenen unterschätzen lassen, denen er ohne ihr Hinzutun gleichsam aus der vierten Dimension in den Schoß gefallen! Da trifft der vortreffliche Mann einen wichtigen Punkt!

Die Naturwissenschaft nützt eben allen und würde bei größerer Verallgemeinerung und Vertiefung noch mehr nützen: „Wie ganz anders würde auch der Jurist, der Staatsmann, der Nationalökonom urteilen, welcher sich nur lebhaft gegenwärtig hält, daß eine Quadratmeile fruchtbaren Landes mit der alljährlich verbrauchten Sonnenwärme nur eine begrenzte Menschenzahl zu ernähren vermag, welche durch keine Kunst, durch keine Wissenschaft gesteigert werden kann. Gar manche volkswirtschaftliche Theorie, die mit luftigem Begriff neue Bahnen bricht, natürlich wieder nur in der Luft, wird ihm vor dieser Einsicht hinfällig." Auch das ist ein Kernschuß!

Wir können, so verlockend dies wäre, nicht den reichen Gedankeninhalt dieses Vortrages in unserer Besprechung erschöpfen. Die vorgetragenen Sätze Mach's fließen alle aus dem Streben, den Intellekt der studierenden Jugend vor der Belastung mit wüstem Wortkram zu schützen und ihn in den Stand zu setzen, sich der frohen Botschaft zuzuwenden, den die Empfindungen, die Sinnesenergien und ihre Leistungen, aus denen sich für Mach die weite Welt zusammensetzt, ihm bieten. Daß auf diese seine Weise besser für Bildung originaler Köpfe gesorgt wäre, als durch philologische Büffelei, liegt wohl auf der Hand; allein die Rückschrittler der Schule arbeiten bewußt und unbewußt diesem wahrhaft modernen, frischen Zug der Zeit entgegen! Es ist jedoch außer Frage, daß dieser frische Zug siegreich sein wird. Nur so kann die so sehnlich erwartete und so unerläßlich notwendige neue Welt- und Lebensanschauung in die Geister einziehen und, was Jean Paul nur dem Genie vindiziert, daß es den Hauch der Zukunft wittere, wird dann Gemeingut der größtmöglichen Zahl Gebildeter aller Nationen werden.

Daß philologisches Studium allein zu diesem hier angedeuteten Ziel zu führen nicht geeignet ist, beweist wohl der Umstand, daß Männer wie Liebig, Faraday und besonders die hervorragendsten Tatmenschen die Frische der Anschauung, die Originalität der Kombina-

tionsgabe, die Entschiedenheit im Urteil und die Lust am Vollenden sich gerade dadurch erhielten, daß ihre Geisteskräfte sich nicht am Zusammenbrauen des Ragouts von anderer Schmaus abstumpften.

Die Eingangsszene im ersten Teil des Faust, die Erziehungsprinzipien, welche Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren und an zahllosen anderen Stellen seiner Werke ausspricht, sind beredte Zeugnisse dafür, daß auch er die lebendige Anschauung der Gegenwart der abtötenden Überlieferung vorzog.

Auch Bismarck, der es gewiß mit dem deutschen Volke gut gemeint hat, war kein Freund des Griechischen. Zu seinem Busch sagte er gelegentlich: „daß es nicht mehr Mühe kostet, Russisch als Griechisch zu lernen und ersteres sei weit nützlicher!"

Kaiser Wilhelm II. hat bald nach seinem Regierungsantritt eine Konferenz von 45 Vertrauensmännern zusammenberufen, welche er persönlich mit einer für seine Geistesrichtung sehr charakteristischen Rede eröffnete, deren markanteste Stellen hier hervorzuheben wären.

Er schreibt die zentrifugalen Tendenzen, die sich im Reiche bemerkbar machten, dem Umstande zu, „daß seit 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen und hauptsächlich auf das Auswendiglernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des jetzigen Lebens. . . . . ." „Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht Griechen und Römer." Die Übelstände an den Gymnasien, die aus der Überlastung derselben mit dem Philologenkram hervorwachsen, meinte der Kaiser, führen zur Züchtung jener Menschenklasse, die Bismarck einmal das Abiturienten-Proletariat nannte. Einen prägnanteren Ausdruck der Mach'schen Ansichten braucht man sich gar nicht zu wünschen!

Mach kommt nun im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen sowohl auf den positiven Wert der mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, als auch auf deren formale Bedeutung als Bildungsmittel des Geistes zu sprechen, und, wie wir hinzuzufügen wagen, auch als Bildungsmittel des Charakters.

Was verstehen wir denn unter Charakter? Doch wohl Selbständigkeit, Individualität im Denken und Handeln nach selbstgeformten Prinzipien und Maximen! Das kann doch nur aus Klarheit und Bestimmtheit im Denken hervorgehen und aus der klaren Erkenntnis der Bedingungen und beziehlichen Anordnungen

in der Wirklichkeit. Wo kann das besser erlernt werden, als in der Mathematik und in der Naturwissenschaft? Respekt — um nicht zu sagen: Ehrfurcht vor der Wirklichkeit und Wahrheit! Mit dieser Maxime könnten Dreivierteile der sozialen und politischen Welträtsel gelöst werden. Warum nicht alle? Weil, wie Goethe irgendwo sagt, die Summe unseres Daseins, durch Vernunft dividiert, nie einen reinen Quotienten gibt, sondern - immer einen Bruch übrigläßt. Und daran kranken die Einzelnen und — die Gesamtheit!

Die Mathematik ist dasjenige Wissen, bei welchem die Voraussicht des Geistes am öftesten auf seine Treffsicherheit geprüft werden kann. Jeder allgemeine Satz kann auf seine Giltigkeit durch Beispiele und Aufgaben erprobt werden. Sagt man, daß diese Eigenschaft des Geistes in manchen Zeitläufen nicht nützt, eher schadet, weil die Verhältnisse — alle fast — auf Unwahrheit aufgebaut sind, so ist das nicht wahr! Selbst ein beschränkter — aber ehrlicher Mensch sieht oft die Gaunerei der feinsten „Mächler" oder Faiseurs. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln — und wo wäre hiezu häufiger Gelegenheit geboten, als in der Mathematik und mittels da erlangter Klarheit — im Leben.

Allerdings ist das praktische Leben kein Rechenexempel. Die entgegenwirkenden Kräfte stehen nicht still; die Dynamik des menschlichen Handelns folgt gewiß anderen Regeln und Gesetzen, als jene der unbelebten Natur! Allein, das Ausdauern im Vorstellen und Denken, die Fähigkeit, um viele Ecken herum sehen zu können, ist doch auch hier die Hauptsache und daher ist die Virtuosität im Aneinanderschließen der Vorstellungen, die eben in Mathematik und Naturwissenschaft, wo jedes Experiment eine Frage an die Richtigkeit der gefaßten Ideen genannt werden kann, am besten zu erlernen ist, ein ungemein hoher Vorzug der bestbegabten Köpfe! Stehen Sie im Dienste des reinen Willens, dann werden Sie Wohltäter der Menschheit! Noch eine — geradezu hehre — Mission der Mathematik und der Naturwissenschaft wäre im Zeitalter der wütenden Nationalitätenkämpfe hervorzuheben: ihre Internationalität und Interkonfessionalität!

Es gibt keinen Unterschied zwischen tschechischer, deutscher, italienischer 2c. Mathematik und Naturwissenschaft, keine katholische und keine protestantische Chemie, Physik oder Astronomie! Pater Secchi war ein ebenso begeisterter Astronom, wie Herschel,

Keppler ebenso innig durchdrungen vom Schöpfungsgedanken, wie Newton, und Kant und Laplace kamen — von ganz entgegengesetzten Anschauungen ausgehend — zur gleichen Vorstellung über die Naturgeschichte des Himmels! Über Keppler sagt Goethe ein herrliches Wort, das wir hier, wo wir die höchsten Fragen an der Hand Mach'scher Ideen diskutieren, nicht umgehen möchten. „Keppler sagte: „„Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Äußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden!““ Der edle Mann fühlte sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke in ihm das Göttliche mit dem Göttlichen des Universums in genauester Verbindung stand".

Wie bildend und wichtig Mach das Studium der Naturwissenschaft erachtet, beweist die Fußnote auf S. 340 seiner Vorlesungen.

Hier spricht er von einer Zusammenstellung von Lesestücken aus den Schriften von Galilei, Huyghens, Newton u. s. w. Deren Inhalt wäre mit den Schülern durchzusprechen und durchzuexperimentieren. Diesen Unterricht hätten in den Oberklassen vor allem jene Schüler zu erhalten, welche auf einen systematischen Unterricht in diesen Gegenständen nicht reflektieren.

Mach ist, wie wir gesehen haben und nochmals hervorheben wollen, gar kein prinzipieller Gegner des Unterrichts in den alten Sprachen; er will mit demselben aber nicht jene belasten, welche ihre Zeit wichtigeren Studien zuwenden müssen, wenn sie den Forderungen ihres Berufes und der ganzen Gedankenrichtung der Neuzeit gerecht werden sollen!

Daß er hiebei auf mannigfachen Widerstand stößt, versteht sich von selbst! Seine Ideen treffen Standesinteressen. Einer der ältesten Freunde Mach's, der Ingenieur Josef Popper, der seine realistisch-technische Bildung durch tiefstes und eifrigstes Selbststudium ergänzt hat, weicht von ihm in diesem Punkte wesentlich ab. Popper behauptet, daß die Realschulbildung nicht geeignet sei, die des Gymnasiums zu ersetzen. Er weist darauf hin, daß Papin, Huyghens, Euler, Newton, Helmholtz, u. v. a. die Humaniora studierten und die größten Erfinder waren, welche die Geschichte kennt! Abgesehen davon, daß selbst Helmholtz der jüngste, unserer Periode Angehörende dieser Reihe, noch nicht und die andern schon gar nicht an Überbürdung zu leiden hatten, und diese allein schon eine Unterrichtsänderung im Sinne Mach's

erheischt, müssen wir hervorheben, daß es auf die Art des Unterrichts in den natur-wissenschaftlichen Fächern ankommt, ob derselbe bildend — die Gemüts- wie die Geisteskräfte veredelnd — wirken kann. Den genannten Koryphäen aber kann man Namen, wie Herschel, Faraday, Watt, Stephenson, Liebig, Edison, Tesla u. v. a. entgegenhalten. Schiller verstand kein Wort Griechisch, Shakespeare und Burns ebenfalls nicht; die beiden letzteren vielleicht auch kein Latein.

Über den Kampf, den wir hier schildern, existiert eine ganze, sehr umfangreiche Literatur. Besonders die s. Z. von Holtzendorff herausgegebenen Deutschen Zeit- und Streitfragen haben sich in zahlreichen, aus den Federn berufenster Männer herrührenden Schriften mit unsrer Frage eingehendst und gewissenhaft befaßt. In Oxford fand vor nicht langer Zeit eine Konferenz von Professoren statt, wo darüber Beschluß gefaßt werden sollte, ob das Griechische beizubehalten sei. Die Frage wurde mit bloß einer Stimme über die Minorität für Beibehaltung des Griechischen entschieden.

Übrigens haben Männer wie Faraday, Tyndall, Huxley, Silvanus Thompson — von hundert andern zu schweigen — den Wert naturwissenschaftlicher Bildung in tausendfacher Weise dargetan, verteidigt und gepriesen. Es scheint fast überflüssig hinzuzufügen, daß Herbert Spencer, der größte englische Philosoph, in seinem Buche: „Die Erziehung“ (Deutsch von Schultze, Jena, 1889) sich ganz im Sinne Mach's ausspricht. In jenem Buche, Seite 79, zitiert Spencer auch Faraday, Tyndall, Huxley u. a. m. Er verweist sogar auf die religiöse Bildung, welche aus den naturwissenschaftlichen Kenntnissen erfließt, legt aber den Hauptwert auf die Bildung des Verstandes. Wir müssen dem Leser die Lektüre dieses Buches empfehlen, in welchem die Übereinstimmung der Ansichten Mach's mit jenen Spencer's so deutlich zutage tritt. Es ist beinahe selbstverständlich, daß im amerikanischen Schulwesen ähnliche Grundideen zur Geltung gelangen. Unser Landsmann, Prof. Riedler, der im preußischen Herrenhaus sitzt, hat in dieser Beziehung anläßlich einer Reise nach Nordamerika vortreffliche, wertvolle Studien gemacht, auf welche wir unsere Leser ebenfalls aufmerksam machen zu sollen glauben.

Das französische Unterrichtswesen sucht ebenfalls von den alten Sprachen soviel als möglich loszukommen. Ein kürzlich von Dr.

Gustave Le Bon (Paris, Flammarion 1903) erschienenes Buch: „Psychologie de l'Éducation" spricht sich (Seite 248) über den Wert der naturwissenschaftlichen Bildung folgendermaßen aus: Au point de vue de leur rôle éducateur, on peut classer les sciences de la façon suivante: 1. Les sciences naturelles, qui exercent l'esprit d'observation. 2. Les sciences physiques et chimiques, qui exercent à la fois l'esprit d'observation et le jugement. 3. Les sciences mathematiques, qui sont considerées comme de sciences exclusivement de raisonnement, mais que nous montrerons être expérimentales et devant être enseignées d'abord d'une façon expérimentale.

In der Abwehr der alten Sprachen schlägt aber der Autor einen anderen Ton an; da wird er sarkastisch! Er erinnert an die unaufhörlichen Diskussionen und Kämpfe hinsichtlich der Ausscheidung des Griechischen und Lateinischen aus dem Lehrplane! Le Bon beruft sich auf eine kürzlich stattgehabte Enquête über diese Angelegenheit und sagt: Les esprits indépendants remarquent façilement que les langues n'ont plus guère pour defenseurs — en dehors des pères de famille intimidés par le fautôme des traditions séculaires et d'un certain nombre de commerçants illetrés — que les professeurs, qui vivent de ces langues ou de vénérables academiciens qui en ont vécu

Der Autor zitiert die Aussprüche des ehemaligen Unterrichtsministers Raymond Poincaré, des Universitäts-Professors Malbidier, des Professors Weil vom Lycée Voltaire, des Professors Aulard von der Sorbonne u. s. w., welche alle an Stelle des Studiums der alten Sprachen das der lebenden gesetzt wissen wollen. Auch in der Kammer trat Mr. Maßé der Vorherrschaft der alten Sprachen im Unterricht mit kräftigen Argumenten entgegen. Endlich aber holte die Regierung auch die Meinung der Familienväter über diese Frage ein und — siehe da — der „bourgeois conservateurs" war zumeist für die Beibehaltung.

Auch das Finanzministerium sträubte sich gegen die Aufnahme von Aspiranten in die ihm unterstehenden Ämter, wenn dieselben nicht ihre gräkolateinischen Studien haben; das Ministerium der Marine hingegen, sowie das Kriegsministerium ließen den Eintritt der Mittelschüler auch ohne Latein und Griechisch in die nautischen Schulen, in die école polytechnique und in die Kriegsschule St. Cyr zu.

In Österreich steht die Frage der Reform der Mittelschulen ebenfalls zur Diskussion; allein die Bedeutung derselben tritt zurück gegen die der weit dringenderen, politischen Fragen. Ein früherer Minister für Kultus und Unterricht sprach sich über den Wert der Realgymnasien derart abfällig aus, daß der Oberstudienrat Dillmann aus Stuttgart seiner Ausführung mit einer Schrift entgegentrat, welche den Titel führt: „Die Mathematik als Fackelträgerin einer neuen Zeit“ (Stuttgart, Kohlhammer 1889).

Diese Schrift verteidigt die Schulen, in denen der Sprachunterricht eine bescheidenere Rolle, als in den Gymnasien spielt in weitausgreifender Weise. Besser fast noch werden wir über diese Angelegenheit durch eine Schrift orientiert, welche aus den Mitteilungen bewährter Schul- und Fachmänner hervorging, die eine vom Wochenblatte „Die Wage“ veranstaltete Enquête zu Tage förderte.

Wie es im allgemeinen um diese hochwichtige Frage gegenwärtig steht, ersieht man aus wenigen Worten des Nachtrages aus dem Jahre 1902, den Mach dem im Jahre 1886 gehaltenen, von uns besprochenen Vortrage folgen läßt. Er konstatiert darin die erfreulichen Fortschritte, welche die lateinlosen Schulen gemacht haben. Auch was der bewährte Denker über die Freigebung der Bildungsanstalten sagt — der niedersten sowohl, als wie der höchsten — die an Privatunternehmungen zu vergeben wären, welche im Wettbewerb gegen einander das Beste zu leisten sich bestreben würden und nicht dem leidigen Konservatismus verfallen würden, wäre wohl zu erwägen. Mach selbst bezeichnet diese Idee als eine, deren Verwirklichung der Zukunft vorbehalten ist; wir sind der Meinung, daß diese Zukunft trotz der Raschlebigkeit unserer Zeit eine sehr ferne sein wird. Schon die vorderhand auf allen Gebieten grassierende Sucht nach Erwerb um jeden Preis läßt die schöne Idee vorläufig als schwer erreichbares Ideal erscheinen.

Sodann tritt Mach für den frühen Beginn der Fach- und Berufsbildung und endlich für den schrankenlosen Mitbewerb der Frauen bei der Arbeit des Lehrens, Bildens und des Unterrichtens ein.

Dieser Vortrag — gründlich gelesen und überdacht — rechtfertigt allein schon die Bezeichnung Mach's als Reformator und Bahnbrecher. Übrigens können wir diese Betrachtungen nicht schließen, ohne auf den sittlichen Wert der Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften nochmals hinzuweisen und

dem Vorurteil entgegen zu treten, daß die diesen Fächern zugewandten Menschen phantasie- und gemütlos seien. Mach selbst ist ein herzerfrischendes Beispiel vom Gegenteil solcher Behauptungen. Nur die Rücksicht darauf, daß der hochbedeutende Mann seine Persönlichkeit nicht gerne in die Öffentlichkeit gezogen sieht, hält den Schreiber dieses davon ab, die in einem Vierteljahrhundert langen Verkehr gesammelten Beweise hier anzuführen. Keinesfalls aber könnte er sich jenen anschließen, die — jüngeren, enthusiastischer angelegten — Naturen es verwehren wollen, ihrer Verehrung für den Mann, der jedem zum Lehrer wird, der ihm nahe zu kommen das Glück hat, der aber nicht viel über Humanität im edelsten Sinne spricht und schreibt, der sie aber immer ausreichend übt, in vollem Maße Ausdruck zu geben! Es ist eine Art Frömmigkeit, sich über den Besitz eines solchen Mannes zu freuen.

Professor Wilhelm Förster [1]), der Direktor der Berliner Sternwarte, auch so eine Art von Mach im ethischen Sinne, erzählt in seinem Buche (Lebensfragen und Lebensbilder, Berlin, John Edelsheim's Verlag), daß Napoleon, als er nach Waterloo im Elysée wohnte und über sein Schicksal brütete, seinen ehemaligen wissenschaftlichen Begleiter von der ägyptischen Expedition her, den Mathematiker Monge, aufforderte, ihm einen Gefährten aufzufinden, der ihn auf einer beabsichtigten Forschungsreise durch Amerika begleiten sollte. „Der Müßiggang", so sagte der gestürzte Titan, „würde mir die grausamste Tortur sein. Dazu verurteilt, nicht mehr Armeen kommandieren zu dürfen, sehe ich als dasjenige, was mir Geist und Seele ganz erfüllen könnte, nur die Wissenschaft vor mir! Nachzulernen, was andere gefunden, würde mich nicht befriedigen. Ich will in dieser neuen Carrière arbeiten und Entdeckungen hinterlassen, die meiner wert sind." . . . „Ich brauche einen Gefährten" . . . „wir durchreisen den neuen Kontinent von Canada bis zum Cap Horn und erforschen bei dieser ungeheuren Reise die großen Phänomene der „Erdphysik" . . . . Monge war hingerissen von Enthusiasmus und wäre — ein Siebzigjähriger — mit Napoleon gereist, wenn sich dessen Schicksal eben nicht in so tragischer Weise gestaltet hätte. Und noch auf St. Helena vertrieb

[1]) Professor Wilhelm Förster hat in dem zitierten Werke einen Aufsatz: „Der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht" veröffentlicht, dessen Inhalt sich in vielen Punkten mit den hier von uns vertretenen Ansichten deckt.

sich — wie General Gourgaud erzählt, der angeschmiedete Heros die qualvolle Zeit mit Auflösung mathematischer Aufgaben.

Professor Förster erzählt auch, daß Napoleon — nach den Briefen des französischen Diplomaten, Grafen Reinhard an Goethe — zur Zeit seiner größten geistigen Produktivität, als er die neue politische Organisation Frankreichs und sein Gesetzbuch schuf, ein Kenner und Freund der exakten Naturforschung — siehe die Ehrung Volta's, die Stiftung des Voltapreises 2c. — war. Und Napoleon war gewiß ein Mann von Kopf und Herz und einer geradezu hellseherisch zu nennenden Phantasie, welche die Ausführbarkeit ihrer Gebilde durch blitzschnelle Verwirklichungen zu prüfen unzähligemale Gelegenheit fand. Übrigens kann der Meinung, daß die Mathematik die Phantasie lähme, nicht entschieden genug entgegen getreten werden.

Professor Moritz Cantor (Heidelberg) veröffentlicht im Märzheft der „Deutschen Revue" einen Aufsatz, worin er der wissenschaftlichen Taten gedenkt, die durch die Phantasie der Mathematiker vollendet wurden: „Auf rohe sinnliche Anschauung gestützt, mußte wohl die älteste Auffassung die Erde im Mittelpunkt des Weltalls sich vorstellen; eine Vorstellung, die überdies dem Selbstgefühl der Menschen schmeichelte. Nicht minder naheliegend war die Ansicht von der stofflichen Natur der Licht- und Wärmestrahlen, die sinnliche Empfindungen im Auge und auf der Haut hervorbrachten. Die rechnende Phantasie war es, die beide Meinungen dem Tode entgegenführte . . ." Ein Kopernikus wagte es, die Erde — gleich den übrigen Wandelsternen um die Sonne — kreisen zu lassen. Ein Keppler gab die Gesetze dieser nicht kreisförmigen, aber doch kreisähnlichen Bewegungen. Ein Newton leitete die Gesetze aus einem einheitlichen Grunde ab. Ein Gauß berechnete aus verhältnismäßig wenigen Beobachtungen eines zwar entdeckten, aber wieder verschwundenen kleinen Planeten die Himmelsstelle, an der man ihn zu suchen hatte und ihn wirklich wieder fand." Weiters wird von den Taten Leverrier's und Huyghens gesprochen und wir könnten diesen Namen die eines Mendelejeff, eines Faraday, der überall Kraftlinien sah, der — obwohl kein Mathematiker — haarscharf die Ergebnisse der Rechnung antizipierte, die ebenso unsterblichen Namen eines Maxwell, eines Hertz, eines Helmholtz hinzufügen. So können wir beruhigt sagen, daß Mach mit seinem Urteil über den Bildungswert der

mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, wie immer, ins Schwarze getroffen hat.

Die letzte der in diesem belehrenden Buche enthaltenen Vorlesungen hielt Mach am 24. Februar 1897 im Wiener Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse; derselbe handelt von Orientierungsempfindungen und beleuchtet die physikalische Seite des Gegenstandes. Beim Durchfahren einer Eisenbahnkurve fiel Mach die bedeutende Schiefstellung der in die Wahrnehmung tretenden Gegenstände, besonders die der Fabriksschlote, Bäume und Häuser auf.

Da es ihm bis dahin als selbstverständlich erschienen war, daß wir das Lot von jeder anderen Richtung so gut und so scharf unterscheiden, so frug er sich: warum kann mir dieselbe Richtung einmal lotrecht erscheinen, ein andermal nicht?

Dieses Vorkommnis, das an den fallenden Apfel Newtons und an die von Galilei wahrgenommenen Pendelschwingungen im Dom zu Pisa erinnert, löste in Mach eine Reihe von Erwägungen und Gedanken aus, die darin kulminieren, daß wir die Richtung der gesamten Massenbeschleunigung unter allen Umständen in irgend einer Weise als Lotrechte empfinden und daß durch diese Annahme alle gewöhnlichen und ungewöhnlichen Erscheinungen verständlich werden. Mach stellte nun eine Reihe von Versuchen mit sich selbst und mit Objekten an, welche ihn in der gewonnenen Ansicht umsomehr bestärkten, als auch eine Anzahl anderer Forscher, durch eigene Experimente geleitet, derselben zustimmten. Die Bogengänge und Bürstensteinchen im innern Ohr werden im Verfolg dieser Studien in ihrer Bedeutung für Drehungsempfindungen, für Erhaltung des Gleichgewichtes, für die Erscheinungen des Schwindels, für die Bewegungsregulierung erkannt; es entwickelt sich für den Forscher die Ansicht, daß das Gehörorgan sich aus einem Organ für Empfindung von Bewegungen entwickelt hat! Bei diesen Darlegungen kommt die Wahrnehmung eines andern Forschers zu Tage, wonach es Fische gibt, die weder taub noch stumm sind! Hier liegt, wie Mach ausspricht, noch eine Fülle von Problemen!

Wir haben den Inhalt der Mach'schen Vorlesungen, wir fürchten: in recht unzukömmlicher — jedenfalls unzulänglicher Weise vorgeführt; wer sie studiert, wird eine Fülle von Belehrung, Anregung zum Selbstdenken und Schauen empfangen und den

Hauch des neuen Geistes, der jedem Blatte dieses Buches entströmt, frisch belebt empfinden. Ein Teil der Aufgabe, welche sich Mach, kraftbewußt und überzeugt, daß er den rechten Weg betreten, gesetzt, ist durch die Worte Faust's — in einer der letzten Szenen des II. Teiles umschrieben:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen,
Was er erkennt, läßt sich ergreifen!“ . . .

Auch sonst hat Goethe sich vielfach in diesem Sinne ausgesprochen. In einem Briefe an Jacobi schreibt er: „Diesen habe Gott mit der Metaphysik gestraft und ihm einen Pfahl ins Fleisch gesetzt; ihn selbst (Goethe) hingegen mit der Physik gesegnet, damit es ihm im Anschauen wohl werde“. Es gäbe in Goethe's Schriften noch zahlreiche Stellen, aus denen sich Mach's Übereinstimmung mit dem großen Seher beweisen ließe. Dagegen läugnen wir nicht, daß sich in denselben vielleicht noch zahlreichere Stellen finden, aus denen die Metaphysiker auch ihre Stellung gekräftigt fänden. Hier fragt sich's nur, welche Richtung die „voraussetzungsfreiere“ — wie das neue Schlagwort lautet — welche der klaren Erkenntnis der Welt die förderlichere sei! In dieser Beziehung müssen wohl die Naturforscher als Zeugen herangerufen werden. So finden wir in Lichtenberg's Äußerungen viele Belege dafür, daß er sich vor der Metaphysik in acht nahm; Ostwald dankt Mach viele Anregungen und Grundgedanken der energetischen Weltanschauung. Physiologen und Psychologen dies- und jenseits des atlantischen Ozeans verehren in Mach den Genossen in ihren Ansichten über das Wesen der Dinge. Aber auch Vertreter der Physik, der Lehre, von welcher Mach seinen Aufstieg nahm, Techniker — wir nennen den gedankentiefen und klarblickenden Popper — teilen seine Ansichten. Ein Buch, das nur für Techniker bestimmt zu sein scheint, dagegen aber jedem Denkenden und Studierenden zu empfehlen ist — „Die Elektrophysik“ von Dr. C. Heinke und Dr. H. Ebert (Leipzig, S. Hirzel) — spricht sich unter dem Titel: Gedankenökonomische Grundlage jeder Wissenschaft (S. 125) ganz im Sinne Mach's aus; es heißt dort: „Erfahrungstatsachen sind es, welche die unerläßliche Grund-

lage aller Kenntnis ausmachen. Das persönliche Erlebnis von Wahrnehmungs- oder Erfahrungstatsachen ist aber bei jedem einzelnen beschränkt. Bereits dieser Umstand macht es erforderlich, daß die Kenntnis eine weitere Ausbildung und Ergänzung durch die Wissenschaft erfahre. Die Wissenschaft soll die Vermittelung von Erfahrungstatsachen zwischen den einzelnen Individuen ermöglichen, wobei allerdings immer vorausgesetzt wird, daß dasjenige geistige Einzelwesen, welches mit Hilfe der Wissenschaft eine Sammlung von Erfahrungstatsachen anlegen will, über eine hinreichende Zahl selbsterlebter Tatsachen verfüge".

„... Diese Sammlung allein, möge sie sich auch noch so sehr der Vollständigkeit nähern, macht aber erst eine vollständigere Kenntnis, jedoch noch keine Wissenschaft aus. Zu letzterer gehört vielmehr noch als wesentlicher Bestandteil ein Ordnungsprinzip. Das Erfordernis eines solchen für die Orientierung ohne zu großen Aufwand von Zeit und Mühe, ja zuweilen geradezu für die einzige Möglichkeit einer Orientierung, läßt sich am schnellsten auf Grund eines Analogieschlußes einsehen, wenn man auch hier auf die alltägliche Erfahrung eines jeden auf anderen Gebieten verweist". Und nun fährt Dr. Hanke fort, mit Mach'scher Klarheit die Forschungsgrundsätze: Beschreibung der Tatsachen, Zurückführung derselben auf Bekanntes u. s. w. darzulegen und die denkökonomische Funktion der Forschung zu beleuchten.

Daß aber Mach dasjenige geistige Einzelwesen im eminentesten Sinne ist, welches über eine hinreichende Zahl selbsterlebter Tatsachen verfügt, kann man wohl von einem Manne voraussetzen, der so Schönes in der Physik geleistet, der die Geschichte der Entwickelung der Ideen auf mehreren Gebieten derselben so meisterhaft dargestellt, der die Einheit des Geistigen mit dem Materiellen zu beweisen bestrebt ist und der ein gerüttelt Maß von Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung besitzt, das seine Lehre jedermann willkommen macht, da seine nazarenische Milde mit seiner Klarheit wetteifert! Die besprochenen Vorlesungen tun dar, daß mit obigem nur ein bescheidener Teil des Wesens unseres Mannes geschildert ist.



Die Makedo-Romänen.

Von **Dr. Georg Alexici.**

(Schluß.)

Die ältesten Denkmäler des makedo-romänischen Dialektes sind: „Πρωτοπειρία", welche im Jahre 1770 der Protopope Theodoros A. Kavalliotis aus Moskopolis in Venedig herausgab. Dieses Buch enthält griechische, makedo-romänische und albanesische (die letzteren Sprachen auch in griechischer Transkription) Wortregister, worauf Kirchenlieder u. s. w. folgen. Die Wortregister hat Thunmann in seinen „Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker" [1]) abgedruckt. Aus Thunmann's Buch stammt der von Fr. Miklosich in seinen „Rumunische Untersuchungen" [2]) gemachte Abdruck. E. Picot äußert sich folgendermaßen über das Buch Kavalliotis': „C'est le monument le plus precieux, que nous possedions sur le dialect macedonien"; die Εἰσαγωγικὴ διδασκαλία, ein Wörterbuch in 4 Sprachen, u. zw. vulgärgriechisch, südromänisch, bulgarisch und albanesisch in griechischen Buchstaben von Daniel aus Moskopolis, erschienen 1802, Ort unbekannt. Miklosich folgert [3]) aus der Form der Typen, daß es in Venedig gedruckt wurde. William Martin Leake hat dies Lexikon in seinem „Recearches in Greecé" [4]) in lateinischer Transkription vollständig abgedruckt, aber aus der ersten Auflage des Werkes, die nach seiner Vermutung zwischen 1760—70 erschienen ist.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten in Wien und Pest zwei makedo-romänische Gelehrte: G. C. Rosa und M. G. Bojadschi, welche zuerst an der Hebung des makedo-romänischen Nationalbewußtseins mitgearbeitet hatten. Zu dem Zwecke schrieb Rosa: „Untersuchungen über die Romanier oder sogenannten Walachen, welche jenseits der Donau wohnen" in griechischer und deutscher Sprache (Pest 1808) und „Maestria ghiuvăsirii romăneştĭ" (Ofen 1809). Die erste Schrift ist eine historische Arbeit über die Romänen der Balkanhalbinsel auf Grund der erwähnten Forschungen Thunmanns; in der zweiten beantragt der Verfasser für den makedo-romänischen Dialekt ein System der Orthographie mit

[1]) I. T. Leipzig, 1774. S. 181—238.
[2]) II. Abteilung. Wien, 1882.
[3]) In seinem erwähnten Werke S. 44.
[4]) London, 1814.

lateinischen Buchstaben. Dieses Ziel hielt Bojadschi auch in der Arbeit vor Augen, die 1813 in Wien erschienen ist und den Titel „Romanische oder makedo-walachische Sprachlehre" führt und die erste Grammatik dieses Dialektes ist. Neu gedruckt erschien dieses Werk in Bukarest (1863) von J. C. Maximu unter der Überschrift: „Rapeda idea de gramateca macedono-rumanesca".[1]) Die zweite Grammatik schrieb D. Athanasescu: „Gramatica romăneasca trâ Romănlji d'in dreapta Dunareljei" (Bukarest, 1889), welche Sprachlehre von ihm auf Grund der Grammatik Bojadschi's geschrieben wurde und die beste Arbeit Athanasescu's ist.[2]) Athanasescu war der erste romänische Lehrer in Makedonien; er schrieb auch andere didaktische Werke in dieser Sprache; da aber viele Neologismen darin vorkommen, sind sie nicht als treuer Spiegel der M.-romänischen Sprache zu betrachten. Einen gewissen Ruf auf dem Gebiete der Schulbücher-Literatur verschafften sich: Taşcu Iliescu, Sterin Cionescu und insbesondere Andreas Bagav. (Vgl. Enciclop. Rom. I. 354.) Letzterer (1857—1888) war einer der gebildetsten und begeistertsten makedo-romänischen Patrioten; er war in Blaţa (Makedonien) geboren und einer der ersten Schüler der im Jahre 1865 zu Bukarest gegründeten makedo-romänischen Schule, in welcher zahlreiche makedo-romänische Jünglinge ihre Ausbildung erhielten, die später Apostel ihrer nationalen Sache in der Türkei wurden. Der Hervorragendste unter ihnen war zweifellos Bagav, der durch seine begeisternden Nationallieder, am meisten aber durch seine Feder dazu beigetragen, daß die makedo-romänische Nationalsache vor 20 Jahren so edel aufblühte. Von der Direktion der makedo-romänischen Schulen verfolgt, war er gezwungen, sich nach Bukarest zurückzuziehen, wo er 1887 das erste makedo-romänische Lesebuch verlegte, dessen Titel „Carte de alégere, scrisă în dialectulu macedo-romănu" (Bukarest, 1887) lautet. Dieses Buch ist das bedeutendste Denkmal der makedo-romänischen Prosa, obwohl es viele Neologismen enthält und bestrebt war, das Makedo-Romänische dem Dako-Romänischen orthographisch näher zu bringen. Die kluge Auswahl des Materials und die Darstellung der Lesestücke zeugen nicht nur von Geschmack, sondern auch von einer gewissen pädagogischen Bildung. Ein Jahr nach

[1]) Über Bojadschi siehe Arno Dunker: II. Jahresbericht des rumänischen Seminars zu Leipzig, 1895, und Weigand: Enciclopedia Română, I. 522.

[2]) Vgl. Weigand: Enciclopedia Română. I. 304.

dem Erscheinen dieses Buches gab Bagav, unterstützt von vielen makedo-romänischen Jünglingen, die erste makedo-romänische Zeitschrift, die „Macedonia“ heraus. Unglücklicherweise erschienen unter seiner Leitung bloß drei Nummern (Januar—März 1888), denn der Tod raffte ihn inmitten seiner regen Wirksamkeit hinweg. Nach einer einjährigen Unterbrechung erschien die Zeitschrift abermals, von einer Kommission redigiert, jedoch nur bis Nummer 9 (April—November 1889). Diese Zeitschrift macht uns, abgesehen von der Beleuchtung des wertvollen makedo-romänischen folkloristischen Materials, auch noch mit den ersten literarischen Talenten der Makedo-Romänen bekannt. Bagav schrieb außer den Fabeln und patriotischen Gedichten auch noch Novellen und im dako-romänischen Dialekte einen Roman.

Was die makedo-romänische Folklore anbelangt, ist deren Literatur ziemlich schön vertreten. J. Caragiani war der erste, der auf diesem Gebiete über die Makedo-Romänen schrieb: „Scurt studiu istorico-linguistic asupra Românilor din Macedonia și zece poesiĭ populare în dialectul lor“ (Kurze, sprachgeschichtliche Abhandlung über die Makedo-Romänen und 10 Volksgedichte in ihrem Dialekte. „Convorbirĭ Literare“. II.). Auf ihn folgt Vanghelin Petrescu: „Mostre de dialectul mecedo-românu“ (I. T., 1880, und II. T., 1881). Obwohl seine Transkription der Wörter wissenschaftlich nicht ganz genau ist, sichern ihm dennoch das reiche Material und die Bedeutung des Werkes, das aus schön übersetzten und lexikalisch erläuterten Volksmärchen und Volksliedern besteht, einen ruhmvollen Platz in diesem Zweige der Literatur. Vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkte nicht minder wichtig ist die Sammlung des Dr. M. G. Obedenaru: „Texte macedo-romăne, basme și poesiĭ dela Crușova“ (Makedo-romänische Texte, Märchen, Gedichte aus der Gegend von Cruschova), welche durch J. Bianu herausgegeben wurden (Bukarest, 1891). Die Texte sind ins Dako-Romänische und Französische übersetzt; das von Bianu hinzugefügte Wörterbuch verleiht dem Texte in sprachlicher Hinsicht einen noch größeren Wert. Die Gedichte sind nicht ganz volkstümliche Produkte; mit Ausnahme einiger aus dem Volke geschöpften Strophen sind sie alle das Werk des Tașku Iliescu; von ihm erhielt Obedenaru, der die Übertragung und Übersetzung, besorgte, den Text. Wichtig zum Studium des makedo-romänischen Volksdialektes ist die Arbeit Pericles Papahagi's aus Avdela

(Pindus), die den Titel „Sammlung arumänischer Sprichwörter und Rätseln" führt (II. Jahresbericht des rumänischen Seminars, Leipzig, 1895), und sein Monumentalwerk „Din literatura popularā aromânā" (aus der aromänischen Volksliteratur, Bukarest, 1898), welches Kinderspiele, an die Vögel und Käfer gerichtete Lieder, volkstümliche Heilkunde, Rätsel, Sprichwörter, Colinden von Pirpirunen (= dako-romänisch „Paparude"), Wiegenlieder ꝛc. enthält. Papahagi's Sammlung ist um so wertvoller und lobenswerter, als der Verfasser auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit steht. Aus seinem Werke ersehen wir, wie grundlos die Behauptung Weigand's (Encycl. Rom. 232) ist, daß die aromänische volkstümliche Literatur in Abnahme wäre. Die Jugend, der Fleiß und Patriotismus Papahagi's erwecken in uns die Hoffnung, daß seine Tätigkeit auf dem Gebiete der makedo-romänischen Folklore uns nicht im Stiche lassen wird. Sein Volk und die Wissenschaft erwarten noch viel von ihm und auch wir möchten ihn zur Fortsetzung seiner schönen patriotischen Wirksamkeit aneifern. Dr. Gustav Weigand, Professor der romanischen Sprachen an der Leipziger Universität, muß ebenfalls als solcher erwähnt werden, der mehrere Jahre seines Lebens dem wissenschaftlichen Studium der Makedo-Romänen geweiht. Er machte mehrere Studienreisen unter den Romänen in der Türkei und brachte während derselben beträchtliches volkstümliches Material zusammen (leider wurde ihm der größte Teil davon von Fremden, am meisten aber von den dortigen romänischen Lehrern vorgelegt). Er veröffentlichte seine Sammlung in den Werken: „Die Sprache der Olympo-Walchen, nebst einer Einleitung über Land und Leute" (Leipzig, 1888) und „Die Aromunen" (II. B., Leipzig, 1894). Obwohl es darin in der Wiedergabe der makedo-romänischen Laute und in der Textübersetzung viele Fehler gibt, hat es doch das Verdienst, daß es die erste Materialsammlung makedo-romänischer Folklore ist, die von einem westeuropäischen Gelehrten herrührt.

Grammatik und Wörterbuch der makedo-romänischen Sprache sind noch eine Aufgabe der Zukunft. Bisher kam auf diesem Gebiete nur eine lobenswerte Materialsammlung zu stande. Außer den beiden erwähnten Grammatiken verdient nur noch Weigand's Studie „Die Sprache der Olympo-Walachen" Erwähnung. Außer den Wörterbüchern, die in Zusammenhang mit den makedo-romänischen Texten erschienen sind (vgl. „Texte macedo-române" von Obe-

denaru; „Die Aromunen", II. von Weigand; „Rumunische Untersuchungen", II. von Miklosich), ist das umfassendste Werk: „Dicționar macedo-român" (Bukarest, 1901) von Stefan Mihaileanu, gewesenem Professor zu Bukarest, der aus Ochrida stammt und vor drei Jahren ein Opfer der bulgarischen Attentäter aus Sofia wurde. Abgesehen von den vielen Druckfehlern gibt es darin viele Wörter, die der Phantasie des Verfassers entsprungen sind und von ihm nach dako-romänischem Muster fabriziert wurden. Aus diesem Grunde und der methodischen Mängel halber ist die Arbeit unbrauchbar. Das ausführlichste lexikale Material des makedo-romänischen Dialektes ist in der Handschrift des Geistlichen Johannes Murnu (Budapest) vorhanden, das er selbst 30 Jahre hindurch an Ort und Stelle sammelte. Es ist wünschenswert, daß es je früher im Drucke erscheine, damit die Lücke in dieser Beziehung ausgefüllt werde. Der Einfluß dieses Dialektes auf die benachbarten Völker wird in der Arbeit Murnu's: „Rumänische Lehnwörter im Neugriechischen" gezeigt, welche auf gründlichem Studium beruht.[1])

Auch mit der Nationalgeschichte der Makedo-Romänen ergeht es uns nicht besser. Seit Thunmann ist kein wesentlicher Fortschritt auf diesem Gebiete bemerkbar. Eine bedeutende Initiative nach dieser Richtung hin bildet das Werk J. Caragianis: „Studiĭ istorice asupra Romånilor din Peninsula Balcanică" (Geschichtliche Studien über die Makedo-Romänen, Bukarest, 1888). Die Studie des Professors St. Mihaileanu: „Studiĭ asupra dialectuluĭ Romånilor din Macedonia" (Studien über die Mundart der makedonischen Romänen, Bukarest, 1889, S. 11—43) ist nichts anderes, als die Wiederholung des auf die Makedo-Romänen sich beziehenden Kapitels im Werke des Jasier Universitätsprofessors A. D. Xenopol. Eine wissenschaftlich entworfene Geschichte dieses Romanenvolkes können wir im erwähnten Werke Murnu's sehen, der ein Schüler des berühmten Byzantinisten K. Krumbacher ist. Murnu führt uns außer den bekannten Daten die Frage auch in neuerer Beleuchtung vor und verspricht ein vollständiges Bild der südlichen Romänen zu geben.

Schöne Fortschritte zeigt uns die makedo-romänische nationale Dichtung und auf Grund des bisher Erschienenen können wir in dieser Beziehung einer schönen Zukunft entgegensehen. Als Erster auf diesem Gebiete ist zu erwähnen Michael Niculescu (siehe

[1]) Vgl. noch G. Mayer: Neugriechische Studien, Wien, 1894, II. S. 74—79.

näheres über ihn: Bagav, „Carte de alégere“ S. XI), der 1838 in Magarova (neben Bitolien) das Licht der Welt erblickte. In seinen Jugendjahren studierte er in Bukarest, später in Wien. Nach Romänien zurückgekehrt, ließ er sich in Ghiurgevo (Giurgiu) nieder und befaßte sich bis zu seinem Tode mit Handel. Er starb im Jahre 1865 an einer Brustkrankheit. Seine von ihm verfaßten 14 Gedichte sind in der bereits erwähnten Grammatik Maximu's (1863, S. 143—153) unter dem Titel: „Flori de Macedonia“ („Lilice“) veröffentlicht worden. Gefühl und Liebe zum Vaterland, in makedo-romänischer Sprache ausgedrückt, quollen zuerst von seinen Lippen in entzückendem lyrischen Tone. Er war Dichter und Komponist in einer Person. Seine Lieder werden auch heute noch vom makedo-romänischen Volke gesungen. Ein anderer Volksdichter und zugleich eine sympathische Erscheinung in der makedo-romänischen Literatur ist Constantin Belimace aus Mulovischte (bei Bitolien). Seine patriotischen Lieder (leider sind deren nur wenige) haben eine schöne aromänische Sprache und sind in den Schulen zuhause. Sie erschienen zuerst in der Zeitschrift „Macedonia“ und in „Carte de alégere“ von Bagav. Er wohnt jetzt in Bitolien und die Literatur erwartet noch viel von ihm. Auch Tașcu Iliescu aus Cruschova ist ein Volksdichter und zwar ein fruchtbarer; auch seine Sprache ist korrekt, allein an seinen Dichtungen haftet die Eigentümlichkeit des Cruchovaer Subdialektes und sein Geschmack läßt ebenfalls manchmal etwas zu wünschen übrig. Aus dem Grunde sind seine dichterischen Schöpfungen minderwertiger, als die Belimace's. Immerhin liefert er der Literatur sehr schöne Stücke. Seine Gedichte erschienen in der Zeitschrift „Macedonia“ und „Țara Noua“, welche 1888 von J. Nenițescu in Bukarest redigiert wurden, besonders aber in den oben erwähnten „Texte macedo-romăne“. Die Vertreter der jüngeren makedonischen Literatur sind die folgenden: Tulliu Nuși aus Avdela (Pindus), Peter Vulcan aus Tirnova (neben Bitolia), C. Cosmescu aus Gopesch (ebenfalls neben Bitolia), Georg Murnu aus Veria (Vilajet Saloniki). T. Nuși ist ein beachtenswerter, tüchtiger Dichter; unter seinen wahrhaft schönen Gedichten finden wir auch solche, an denen der Einfluß der in Romänien herrschenden literarischen Richtung wahrzunehmen ist, was dem Reize der dialektischen Dichtung Abbruch tut. Jetzt ist er aber in seiner Entwicklungsperiode, und mit der Zeit wird dieser Mangel wohl schwinden, so daß auch die Makedoromänen ihn als Dichter ersten Ranges

werden begrüßen können. Seine Gedichte erschienen in der Zeitschrift „Revista Pindului“ (Bukarest 1898—9) — die der Dichter selbst im makedo-romänischen Dialekte redigierte — und in der makedo-romänischen Zeitschrift „Fraţilia“ (Bukarest, 1901). Von Peter Vulcan (sein ursprünglicher Name ist: „Ghinea“; den Namen Vulcan nahm der Dichter selbst an) erschien ein Band Gedichte unter dem Titel: „Lilice de la Pind“ (Tirgu-Jiu, 1897). Obzwar das dazu geschriebene Vorwort V. A. Urechea’s panegyrisch gehalten ist, bringen Vulcan’s Gedichte dennoch keinen gehörigen Effekt hervor; mit Ausnahme einiger Stücke sind seine Gedichte alle sehr schwach. Außerdem ist er des makedo-romänischen Dialektes ziemlich unkundig, wie auch natürlich, da er seit seiner Kindheit in Romänien lebt. Vulcan schrieb das erste Drama im makedo-romänischen Dialekte, das den Titel: „Furilii“ (Räuber) führt und das in der Zeitschrift „Pindul“ (Nr. 3 ff.) erschien. C. Cosmescu, der Verfasser der „Poesiĭ arumăneştĭ şi căteva romăneştĭ de Costa al Nachi al Ghianciĭ Cosmu“ (dies ist der Name, den er in seiner Heimat führte, statt des jetzigen Cosmescu, Bukarest, 1893) ist ein einfacher Verskünstler und seine Verse haben gar keinen Wert. Um so größer ist ihr philologischer Wert, weil sie die Modulation des Dialektes, der in der Gegend von Gopesch heimisch ist, wo er geboren wurde, gut wiedergeben. Unter allen jedoch ragt Dr. Georg Murnu mit seinen Gedichten hervor, in welchen er uns Beweise seiner ernsten Schulung und gründlichen Kenntnis der Sprache und des Volkes, dessen Sohn er ist, liefert. Einige seiner Gedichte, die in der Zeitschrift „Macedonia“ und in der Zeitung „Peninsula Balcanică“ erschienen sind, übten einen tiefen Eindruck auf das aromänische Volk aus. Er ist der erste, der den makedo-romänischen Dialekt zu einer bedeutenden literarischen Höhe brachte, wodurch er Weigands Behauptung, daß die makedo-romänische Sprache keinen genügenden Wortschatz besitze, um einst eine literarische Höhe erreichen zu können, glänzend widerlegte. Es ist zu wünschen, daß seine Gedichte in einem Band ehestens das Licht der Welt erblicken, denn wir sind überzeugt, daß dadurch der in mancher Beziehung wankend gewordene Glaube und das Vertrauen zur makedo-romänischen Sprache und auch die Zukunft des Volkes wieder befestigt werden könnten. Damit der Leser die Dichtungen Murnu’s schätzen lerne, bringen wir die Übersetzung seines Gedichtes „Cătră

tu arniu“ (Gegen das Winterquartier), das eines der gelungensten ist und uns am lebhaftesten mit der Lebensweise seiner Landsleute bekannt macht.

Wie Haufen von Dukaten die Blätter liegen um,
Der Himmel ist umwölket, das Tal bereift und stumm.

Kaum lächelt noch die Sonne auf den Tautränen mild,
Kaum bricht sie durch den Wald, wo in Gruppen grast das Wild.

Die mutigen Hirten treiben das Schaf den Steg entlang,
Die Wälder widerhallen von Herdenglockenklang,

Verlassen steh'n die Felsen, vor Kummer tränenfeucht,
Da nun die muntere Herde in's Winterlager zeucht.

Von Glocken des Gestütes die Berge erzittern leis',
Den wiehernden Pferden wird eng' der Weiden Kreis.

Das ganze Hochland bebet von Lärm und Hundgebell,
Die Aromunen zieh'n fort, Jung, Alt, Maid und Gesell'.

Auf Wagen packen mühsam sie nun das Hab und Gut
In riesigen Hararen[1]), die hier in Reisigglut

Nimalen[2]) rösten, forschend aus Eingeweid' das Glück
Der Reise; auf dann brechend, schaut keiner jetzt zurück.

Endlose Karawanen zieh'n so; daß, ohne Hast
Die Männer, flink die Burschen, die Kinder ohne Rast.

Die Treiber pfeifen, rufen, das schwerbelastet' Roß
Schleppt mühsam sich, das Maultier trabt klug im langen Troß.

Die Zügelpferde führend die Aromunin geht,
Wie reizend-malerisch ihr die bunte Volkstracht steht!

Ein Kopftuch auf der Stirne, der Rock ist leicht geschürzt,
Der Amazone gleicht sie, die sich auf Beute stürzt.

Sie steigen auf die Berge, dann steigen sie in's Tal,
Ihr Gang ist lieblich, ihr Sang wie einer Nachtigall.

Die Aromuner Wanderer reisen Tag und Nacht,
Und wo sie halten, wird ein Leinwanddorf gemacht.

Auf freien Plätzen tummeln die Pferde; Glockenklang,
Vermengt mit Grillenzirpen, ein süßer Männersang

Durchzittert leis' die Lüfte, die Hunde bellen d'rein,
Um's Feuer wird es stiller, dann schlafen alle ein.

---

1) Hararen — Säcke mit Kleidern gefüllt.
2) Nimalen — geschlachtetes Vieh, insbesondere Hammel.

Mit offenen Augenlidern schauen herab die Stern';
Ein süßer Traum zeigt jenen die liebe Heimat fern.

Die Jüngern kehren heim noch in's verlassene Nest,
Wenn schon der Lenz die Bäume in Blüten kleiden läßt.

Zum Winterlager zieh'n nur die Alten kummervoll,
Sie schau'n zurück, den Augen ein Tränenguß entquoll.

Wie sie die Stirn beschatten im Rückseh'n mit der Hand,
Kaum seh'n sie mehr im Nebel, wie jetzt ihr Dorf verschwand.

Sie seufzen und verzeihen einander tiefgerührt —
Der lange Weg sie nimmer auf diese Stätte führt.

(Deutsch von Prof. Géza von Kacziány, Budapest.)

Der makedo-romänische Genius kam aber mehr allgemein in der Literatur, als auf diesem engen Gebiete der Nationalliteratur zum Ausdrucke. Die griechische Bildung absorbierte die hervorragendsten makedo-romänischen literarischen Talente und sonderbar! Während die neugriechischen Schriftsteller sich einer klassischen Sprache bedienen, vertiefen sich die griechischen Dichter makedo-romänischen Ursprunges in das Volk, in dessen Mitte sie leben und suchen den Stoff für die neugriechische Literatur in der jetzigen Sprache und den gegenwärtigen Verhältnissen. So sind die Brüder Sutzos, Rangabe, Achilleos Paraschos 2c. die Fortsetzer der gefälschten byzantinischen Literatur, hingegen die dem makedo-romänischen Volke entsprossenen Zalocosta, Valaoritis, Krystallis, Rigas, Velestenli (Pheraios) die wirklichen Begründer der modernen griechischen Sprache und Literatur. Interessant ist es, daß die griechischen Gelehrten die literarische Wirksamkeit der ersteren überschätzen und von ihnen sagen, daß sie ihrem Geschmacke und ihrem Ideal näher stehen, während die originalen, lebenskräftigen und schönen Werke der letzteren weniger gefallen.

Es ist zu beklagen, daß diese Romänen von dem Strom der griechischen Literatur mit sich gerissen wurden, aus der ihr nationaler Charakter, wie ein besonderer Wasserstreifen, herausblinkt. Romänien selbst verdankt den Makedo-Romänen weniger als Griechenland. Bolintineanu und Grandea, Dichter makedo-romänischen Ursprunges, konnten keinen solchen Höhepunkt erreichen als Valaoritis, obzwar der erstere eine wichtige Rolle auf dem Gebiete der romänischen Kultur spielt, und es ungerecht wäre, über ihn nur vom ästhetischen Gesichtspunkte zu sprechen. Grandea

hingegen ist ein angesehener Journalist, als Dichter steht er aber unter Bolintineanu. Indirekt aber verdanken die Dako-Romänen mehr den Makedo-Romänen. Die starken makedo-romänischen Kolonien in Pest und Wien führten einst auf dem Handelsgebiete dieselbe Rolle, wie heutzutage die Juden. Sie waren in steter Verbindung mit der westeuropäischen Kultur und bis zu einem gewissen Grade frei vom griechischen Einflusse. Sie kamen zuerst zum Bewußtsein ihrer edlen Abstammung und pflegten ihr Nationalgefühl und ihre Sprache. Sie trugen dazu bei, daß die makedo-romänische Sprache in der Schule zu Moscopolis eingeführt wurde. Von ihnen stammen die Gelehrten Rosa und Bajadschi ab. Wir besitzen eine im ungarischen Landesarchive gefundene, aus dem XVIII. Jahrhunderte stammende Urkunde, in der sie feierlich erklären, daß sie römischer Abkunft, also Romänen seien, und sich dagegen verwahren, mit den Griechen identifiziert zu werden. Mit dieser geistigen Elite der Makedo-Romänen traten anfangs des vorigen Jahrhunderts Siebenbürger Gelehrte in Berührung, welche die diesseits der Karpathen wohnenden Romänen aneiferten, ihr Nationalbewußtsein aufleben zu lassen. Daß zwischen ihnen ein Ideen- und Gefühlsaustausch stattgefunden, darüber kann kein Zweifel bestehen. Dies beweist uns Peter Maior's Werk insoferne, als wir darin viele Wörter makedo-romänischen Ursprunges finden; bei Rosa und Bojadschi hingegen bemerken wir den Einfluß der dako-romänischen Sprache. Ein weiterer Beweis hiefür ist die Tatsache, daß viele dako-romänische Bücher auf Kosten der Makedo-Romänen in Ofen im Druck erschienen sind, wie dies aus mancher Widmung zu ersehen ist. Es steht also außer allem Zweifel, daß auf die Kultur der Siebenbürger Romänen die makedo-romänischen Ansiedelungen in Ungarn und Österreich von großem Einflusse waren. In dieser Beziehung haben sich der Metropolit Andreas Schaguna, Emanuel Gojdu, die Familie Mocsonyi u. s. w. große Verdienste erworben. Gojdu beschenkte die Romänen mit dem bedeutendsten Kulturfond; der geniale Schaguna schuf die Autonomie der griechisch-orientalisch romänischen Kirche in Ungarn. Die Großmütigkeit der makedo-romänischen Mäcenen machte es vielen ungarländischen Romänen möglich, sich in den höchsten Schulen ausbilden zu können, was ihnen bis dahin infolge ihrer Armut unmöglich war. Diejenigen, die diese Wohltaten genossen, wurden nicht nur

ihren Landsleuten in der Heimat nützlich, sondern verbreiteten auch jenseits der Karpathen — dahin wandernd — Licht und trugen zur nationalen Wiedergeburt Romäniens viel bei. So erwarben sich die Makedo-Romänen bei ihren zwischen den Karpathen und der Donau wohnenden Stammesgenossen unvergängliche Verdienste. Die Reste der makedo-romänischen Kolonien in Ungarn sind jetzt nur in der Mischkolczer, Kecskeméter und Budapester Kirchengemeinde zu finden; letztere ist auch offiziell anerkannt („Makedo-Walachische Gemeinde"). Am längsten dürfte sich die Wiener makedo-romänische Gemeinde erhalten, da sie durch Zuzug neuer makedo-romänischer Familien stets ergänzt wird. Ihr alter Glanz ist aber in letzter Zeit, seit dem Tode des bekannten Nikolaus Dumba, stark geschwunden. Die einst weltberühmten Wiener Handelshäuser Baron Sina, Cîrja, Dumba etc. existieren heute nicht mehr, was für die 150 Jahre hindurch bestehende Kolonie fatale Folgen haben mag; aber sie starben erst dann, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt hatten und auf der Erde, auf der sie lebten, unverlöschbare Spuren ihrer Wohltätigkeit zurückgelassen hatten. Auch in Ägypten finden wir viele makedo-romänische Familien, die auf kommerziellem Wege zu beträchtlichem Reichtume gelangten. Es genügt wohl, wenn wir die bei den Griechen populären Namen: Sturnari (aus Metzova), Toschitza und besonders Averof erwähnen, welcher der größte Mäcen war, der je für die Griechen lebte. Dies mag wohl zur Charakteristik der guten Eigenschaften, welche dieses Volk schmücken, vollauf genügen.

Im Osten hat es entschieden einen kulturhistorischen Beruf und es besitzt ein unbestreitbares Recht, sich als selbständiges Volk in dem Lande betrachten zu dürfen, für welches es sein Gut und Blut opferte. Weigand dagegen ist anderer Ansicht. Er besprach oft dieses Volk und entwarf von dem gegenwärtigen Zustand desselben ein eigentümliches Bild. Nach seiner Meinung besitzt das makedo-romänische Volk keinen Funken von den Bedingungen eines nationalen Lebens; es befindet sich im Verfall und geht binnen kurzer Zeit dem sicheren Untergang entgegen. Seine pessimistische Folgerung beruht auf folgenden Prämissen: die Zahl der Makedo-Romänen beträgt bloß 150.000—200.000 Seelen; sie leben zerstreut; sie dienen der griechischen Sache; ihre Bedeutung besteht nur darin, daß sie für das Hellenentum auf bulgarischem Boden

kämpften.[1]) Hätte sich Weigand mit einer diesbetreffenden objektiven Polemik zufrieden gegeben und sich nicht bestrebt, seine Ansichten auch auf anderem Gebiete durchzusetzen, wir hätten der Sache keine größere Bedeutung beigelegt; allein er begibt sich auch auf ein solches Gebiet, das vom Gesichtspunkte der objektiven Wissenschaft nicht betreten werden darf, weshalb wir gezwungen sind, auf diese Frage einzugehen, da sie für die Romänen aus der Türkei eine wichtige Lebensfrage ist.

Zunächst müssen wir aber unserem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß die heftige Propaganda, welche Weigand seit einiger Zeit gegen die Makedo-Romänen betreibt, in den Spalten eines romänischen Werkes, in der „Enciclopedia Romănă“ Widerhall gefunden. Dies beweist natürlich noch nicht die Wahrheit der von Weigand verfochtenen Sache, sondern vielmehr die Selbstunkenntnis derjenigen, die einer solchen Unwahrheit in der romänischen Encyclopädie Raum gönnten.

Was den ersten Punkt betrifft, daß nämlich die Makedo-Romänen so gering an Zahl wären, so haben wir oben gesehen, daß diese Behauptung grundlos ist. Die statistischen Daten, die nach Weigand's Reise offiziell zusammengestellt wurden, widerlegen seine Meinung. Wir sahen ja, daß bloß in Vilajet Monastir allein soviel Romänen sind, als er in seiner Gesamtsumme ausweist. Allein gesetzt den Fall, daß sie tatsächlich so gering an Zahl wären, haben sie deshalb etwa kein Recht, eine schönere Zukunft zu erhoffen? Hätten sie deshalb kein Recht, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen? Ihre Dekadenz bedeutet hier wenig und wird niemand überraschen, da doch auch schon größere und mächtigere Völker von der Erdoberfläche verschwunden sind.

Die Frage, ob Makedo-Romänen auf bulgarischem Boden leben, läßt sich hier nicht besprechen; aber wir glauben, es wird niemand leugnen, daß Makedonien den dort wohnenden Nationalitäten gehöre und ohne Gefährdung des Friedens keiner dieser Nationalitäten ausschließlich zugesprochen werden darf. Wenngleich die Slaven verhältnismäßig mehr an Zahl sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, was die Slaven quantitativ sehr vermindert. Die sogenannten Bulgaren aus Makedonien können mit denen aus Bulgarien nicht identifiziert werden, sowohl in Bezug auf ihre Sprache nicht, noch auch in Bezug auf ihre Sitten, noch betreffs ihrer Bestrebungen. Sie zerfallen schon jetzt in drei Lager. Obwohl viele

[1]) Encicl. Rom. I., S. 288; Die Aromunen. I., S. 311.

unter ihnen dem bulgarischen Exarchat in Konstantinopel gehorchen, so gehört dennoch ein wesentlicher Teil von ihnen unter die Herrschaft des Patriachen; viele hinwieder nahmen sich der nationalen Angelegenheit der Serben an, welche sie von der Bulgarischen nicht zu unterscheiden pflegen.

Was die Sympathie der Makedo-Romänen, besonders der Gebildeteren unter ihnen, für die Griechen anbelangt, so kann diese von niemandem geleugnet werden; wir müssen aber zu deren Erklärung keine unnatürlichen Argumente annehmen, denn es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das makedo-romänische, in dessen Herzen, wie es 1000 Jahre hindurch bewiesen, der Trieb der Selbsterhaltung und des Nationalbewußtseins pocht, seiner ganz vergessen und den Interessen anderer blindlings dienen sollte. Der Grund des Übels ist weder in der Vergangenheit, in der geschichtlichen Entwicklung der Makedo-Romänen, in dem geistigen Einfluße des „Fanar", oder in dem Drucke der griechischen Kultur zu suchen, noch in der Gegenwart. Bis zum Auftauchen der nationalen Schulen in Makedonien kann von einer im eigentlichen Sinne des Wortes genommenen griechischen Propaganda unter den Makedo-Romänen keine Rede sein. Die Jahrhunderte hindurch andauernde Schulung und Erziehung in griechischer Sprache hielt jeder für eine natürliche Sache und niemand erblickte darin eine Gefahr. Die Griechen begannen erst dann einen planmäßigen Kampf gegen sie, als die romänischen Schulen das friedliche Einvernehmen zwischen den Makedo-Romänen und Griechen zu stören anfingen. Von dem Momente angefangen zogen sich die Griechen in dichteren Reihen zusammen und begannen sich zu organisieren. Das Patriarchat setzte seinen mächtigen Apparat in Bewegung, und mit Hilfe der Kirche und der Schule auf die Lokalbehörden einen entscheidenden Einfluß ausübend, konnten die Griechen die Makedo-Romänen so ins Joch beugen, daß sie an manchen Orten gerade die Makedo-Romänen gegen die romänische Propaganda ausspielten. Der Sieg der griechischen Partei war umso sicherer, als die Romänen mit ungleichen Mitteln kämpften. Trotzdem jedoch wären die Romänen als Sieger aus diesem 30jährigen Kampfe hervorgegangen, wenn nicht inzwischen solche Faktoren eingetreten wären, welche die nationale Bewegung nicht nur hinderten, sondern sogar paralysierten. Die romänische Partei war der bedauerlichen Meinung, daß die Bukarester sich nicht gehörig mit der rom. Angelegenheit befassen,

so daß die ganze Bewegung erschlaffte und dem Feinde das Feld räumte, welcher zu Kräften kommen und aus den Reihen der Makedo-Romänen immer mehr und mehr fanatische Anhänger anwerben konnte.

Die Beobachtung dieses oberflächlichen Philhellinismus führte Weigand zu seiner erwähnten Äußerung, wo doch diese Griechenfreundlichkeit bei den Makedo-Romänen, die mit den Griechen in unmittelbarer Berührung und vielfacher Verbindung stehen, nicht auffallend sein sollte. Sonderbarer erscheint dieselbe bei den Albanern und den makedonischen Bulgaren, die manchmal fanatische Anhänger der Griechen sind. Die Sache wird uns umso begreiflicher, wenn wir uns vor Augen halten, daß die Graecomanie in Bulgarien und einst sogar auch in Romänien zuhause war. Warum sollen wir gerade die Makedo-Romänen für das Unheil verantwortlich machen, das allen Balkanvölkern gemeinsam war und an dem nicht die Völker, sondern die historischen Bedingungen schuld sind?

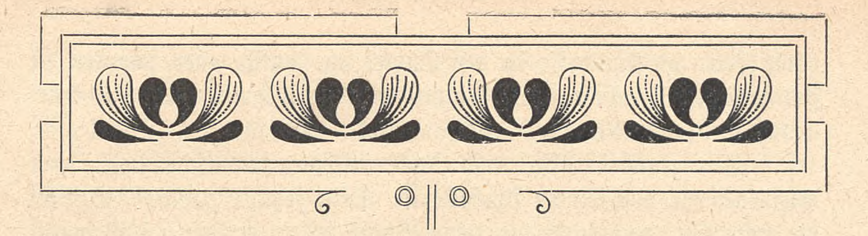
Was Weigand von dem Verfall der Makedo-Romänen sagt, hier ausführen zu wollen, ist vollkommen überflüßig. Er selbst erzählt (Encicl. Rom. I. Th., S. 232) von den Makedo-Romänen solche Dinge, die seinen Behauptungen schnurstracks zuwiderlaufen: „Ihre vorzüglichste Eigenschaft ist, daß sie bestrebt sind sich zu bilden, um sich dadurch ihre Lebensbedingungen zu erleichtern. Es ist dies umso überraschender, als dies in den wilden Ländern der Türkei kaum zu erwarten ist. Es gibt kaum eine größere Gemeinde, in der sie nicht auf eigene Kosten eine oder mehrere Schulen erhalten würden... In Bezug der Intelligenz übertreffen sie die Bulgaren, Albanesen und sogar die Griechen . . .; sie haben offenen Sinn und bescheidene Ansprüche. Die Sinnlichkeit ist bei ihnen geringer, als bei den übrigen Balkanvölkern und die Pharscharioten können sogar als Musterbild der Moralität dienen. Sie lieben ihr Vaterland und ihre Familie."

Außerdem ist die materielle Lage der Makedo-Romänen (mit wenigen Ausnahmen) um vieles günstiger als die ihrer Nachbarn. Als Kauf- und Gewerbsleute stehen sie obenan. Sowohl im Vaterlande, als auch im Auslande bewähren sie sich als ausgezeichnete Unternehmer und kehren von überall mit großem Vermögen heim. Nur das Hirtenleben und Fuhrwesen (carvănărit), das unter ihnen beinahe bis Wien sehr verbreitet war, nahm in Folge ihrer

veränderten Lebensweise in der Türkei ab, dafür aber schauten sie sich nach einträglicheren Beschäftigungen um und griffen das Gewerbewesen und den Ackerbau auf.

Wir glauben also, daß das makedo-romänische Volk noch weit entfernt von seinem Verfalle ist. Sein jetziger Zustand ist nicht die erste und auch nicht die letzte Phase seiner Existenz. Weigand verurteilt durch seine leichtfertig aufgestellte Behauptung ein junges Volk zum Tode, das im Kampfe um sein nationales Dasein erst jetzt auf der Bildfläche der Geschichte erscheint. Wir sind der Meinung, daß man demselben erst Zeit zu seiner Entwicklung lasse, erst dann werden wir berechtigt sein, uns ein Urteil über seine Zukunft bilden zu dürfen. Bisher verhinderten viele mächtige Gründe das Volk sich auf nationaler Basis selbständig entwickeln zu können. So die Dinge ihren natürlichen Verlauf nehmen werden, wird die Energie der Makedo-Romänen, die sich so viele Jahrhunderte hindurch bewährte, die Hindernisse ihrer Entfaltung gewiß überwinden. Vorläufig noch unter fremdem, feindlichem, ihrem Nationalinteresse schädlichem Einflusse stehend, erweisen sie sich als besonnene Kraft, die so lange nicht in Aktion treten will, als sie keinen festen Boden unter sich fühlt, auf dem sie sich zu einer ihrer eigenen Mitte entspringenden Bewegung organisieren kann. Dies Volk gleicht darin dem Antäus, der ohne festen Grund in den Lüften schwebend kraftlos war; es braucht gleich dieser mythologischen Gestalt einen festen Stützpunkt, um seine ganze in ihm ruhende Kraft entfalten zu können. Dann wird es getreu seiner Tradition und seinem Humanitätsgeiste als Kulturvolk auf dem Balkan die Arbeit der Zivilisation, der Ordnung und des Friedens fortsetzen und mit ganzer Kraft dazu beitragen, daß das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen nationalen Verhältnissen Makedoniens erhalten bleibe.





Kein Ende.

Von Dominik Mayer.

Die Blütenflocken gleiten
Vom Baume sanft herab,
Ihr schneeig Kleid zu breiten
Auf ein verlass'nes Grab.

Wohl lange ruht im Grunde
Der stille Wandersmann,
Der hier in sel'ger Stunde
Ein süßes Lieb gewann;

Der unter diesem Baume
Die Maienzeit versäumt,
In heißem Liebestraume
Von — Ewigkeit — geträumt . .

O schlumm're fort in Frieden,
Die Liebe log dir nicht,
Solang der Welt beschieden
Der Sonne gold'nes Licht!

Solang im Frühlingsglanze
Die Erde sich verjüngt,
Solang in keckem Tanze
Der Bursch die Dirne schwingt;

Solang in Jubeltönen
Erklingt ein Minnelied,
Solang vom ewig Schönen
Ein Hauch die Welt durchzieht!

Und riß des Sturmes Tosen
Manch' Blumenband entzwei:
Es blühen tausend Rosen
Mit jedem neuen Mai.

Und tausend Herzen preisen
Bei jedem Frühlingsweh'n
In immer neuen Weisen
Der Liebe Auferstehn'n!

☘

Zuflucht.

Von B. Del-Pero.

Ich sitz' im Schutz der Waldkapelle,
Entronnen dem Gewitter,
Und harre still, bis wieder helle
Die Sonne scheint durchs Gitter.

So treibt uns oft auf unserm Pfade
Des Lebenssturms Gebrause,
Zu suchen Schutz, zu suchen Gnade
Im nächsten Gotteshause.

Da spannen unsichtbare Hände
Ein Dach ob uns'rer Seele,
Uns trennen himmelhohe Wände
Von dieser Welt der Fehle.

Des Trostes Engel linde gießen
Uns Balsam in die Wunden,
Die Tränen hören auf zu fließen —
Wir haben Schutz gefunden.



Die Schreiberin.

Von Oskar Staudigl.

An dem Schreibpult tief gebückt sitzt sie emsig schreibend,
Rasch die alte Wanduhr tickt, sie zur Hast antreibend.
Durch der Straße Lärm und Wust rasselt mancher Wagen;
Sonntag ist's, zur Freud' und Lust frohe Menschen jagen.
Rasselnd da die Feder schreit: „Nimmer darfst Du weilen!"
Buchstab' sich an Buchstab' reiht, immer neue Zeilen.
Mancher, der das Leben liebt, läßt sein Lied erklingen,
Doch die frohe Weise gibt ihrer Feder Schwingen.
Sieh, da stiehlt mit einemmal durch die trüben Scheiben
Sich ein heller Sonnenstrahl, will zur Rast wohl bleiben.
Und er malt ihr auf's Papier bunte Sonnenflecken,
Durch die Seele geht es ihr, durch das Herz wie Schrecken —
Warum hast du mich erwählt, Freudengruß der Sonne?
Wie verlockend er erzählt mir von fremder Wonne!
Und der Feder, wie im Schreck, brechen jäh die Spitzen,
Weithin übern Sonnenfleck schwarze Punkte spritzen.
Schreiberin zum Himmel schaut, ihre Pulse klopfen,
Heiß ihr's in den Augen taut, schwere Tränen tropfen.
Durch der Stube düstern Raum geht ein heilig Wehen,
Daß nichts stör' der Sehnsucht Traum — bleibt die Wanduhr stehen.

☘

Aus den „Eklogen“ II.

Von Jaroslav Vrchlický. Übersetzt von Melanie Hora.

Wie Zeus sich einst im gold'nen Regen Danae
Genaht, so eilt der Mai der Erde zu,
Daß er sie in der Sonne Strahlenregen hülle.
Und in dem Nest der Amsel schallts von Liedern,
Daß Dichter freudig sich mit ihr verbrüdern;
Auf Baum und Strauch erglänzt der Perlen Fülle.

O Erde, habe acht, wer da vom Süden kommet,
Versage deinen Schoß dem stolzen Schwan,
Der sich mit Liedern nahet dir!
So hat auch Zeus die Leda einst umgarnt —
Es bringt der Schwan den Frühling, sei gewarnt!
Engt denn der Schnee den Busen dir?

Nun denn, enthülle ihn und weihe dich dem Lenze,
Schmieg enger dich an ihn. Mit vollerblühten Rosen
Schmück' dich, die sanfter Wind umschmeichelt.
Des Busens Knospen schwellen, werde Mutter
Und füll' mit Saft die Reben und die Ähren,
Daß aus des Mädchens Antlitz Eros lächelt.

Die Erde jauchzt vor Glück; sei glücklich auch, mein Kind,
Was bleibt uns noch, als uns der Liebe zu ergeben,
Wer sich ihr unterwirft, der siegt.
Sieh, an der Mauer der Marillen Blüten;
Ich weiß, daß Satyr dort der Nymphe lispelt,
Wie kühl man auf dem Rasen liegt.

Glaub' mir, die Erde kann sich noch entsinnen
Des Moschos und Theokritos, der Hirten.
Noch bebt sie heut' beim Drosselschlage in der Hecke,
Wo in der Ulmenrinde Herzen eingegraben,
Und glaubt, des Tytyr Flöte zu vernehmen,
Und schweigt, daß sie die Liebenden nicht wecke.

So laß' uns lieben! Der Liebe ist die Erde hold,
Sie haucht nur Liebe rings, die Liebe schuf sie einst
Und Liebende zählt sie zu ihren Kindern.
So viel der Küsse seit Virgil auf Mädchenlippen brannten,
Ich geb' sie dir, mehr als das Zweiglein Blüten hat
Voll Sehnsucht, meine heiße Glut zu lindern.



Die Frau zweier Männer.

Erzählung von **Camillo V. Susan.**

Vor vielen Jahren lebte in Paris ein junger Kaufmann, namens Arthur Renard, welcher ein ausgezeichnetes Geschäft besaß und in einer blühenden, heiteren Frau das herrlichste Glück der Welt genoß. Mit seiner hübschen Philippine, welche er gerne sein liebes Mäuschen nannte, hatte er nun bereits einige Jahre des schönsten Eheglücks verlebt, welchem zwar die Freude eines Kindes versagt blieb, als auf einmal beängstigende Geschäftssorgen seinen Himmel zu trüben begannen. Kostspielige Spekulationen schlugen fehl, manche Erwartungen blieben ohne Erfüllung, unglückliche Zufälle machten manchen gut begonnenen Unternehmungen ein trauriges, schwer empfundenes Ende, kurz und gut, wie es schon manchmal zu gehen pflegt, eines Tages sah sich Renard am Ruine seines Geschäftes. Als der Träger einer guten Firma war es ihm möglich gewesen, einige Zeit mit bedeutendem Kredit sich fortzuschleppen, aber nun fühlte er, daß er nicht mehr imstande sei, der ungeheuren Woge des Verderbens, welche sich gegen ihn heranwälzte, zu entrinnen. Um wenigstens mit einem gewissen Anstande das Unheil über sich ergehen zu lassen, zerbrach er sich den Kopf mit allerlei phantastischen Plänen; alles kam darauf an, dem Kerker auszuweichen, einer etwaigen Flucht die Schande einer solchen zu nehmen und mit dem Erreichen dieser beiden Dinge zugleich den Bankerott seines Vermögens in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Gegen sein Mäuschen verstand er es wie sonst, liebenswürdig sich zu zeigen, obwohl es ihm das Herz zerriß, wenn er an das Unglück dachte, in das er seine Frau, wenn auch ohne Verschulden, gestürzt hatte. Eines Abends sagte er: „Es ist ein häßlicher Gedanke, der mir gerade gekommen ist. Wie ich dich jetzt so küßte, fiel es mir ein, was aus mir würde, wenn dich mir der Tod entrisse.“ Philippine, deren Gemüt finsteren Gedanken nicht sehr zugänglich war, die alles mit ihrer kindlichen Heiterkeit nahm, wie es sich fand, lächelte, daß ihre schönen Zähne reizend sichtbar wurden, klopfte scherzend auf die Wange Renards und sagte: „Ich weiß, mein Schatz, was du tätest; du nähmest dir eine andere und dächtest gar nicht mehr an mich.“ Renard aber machte ein ernstes Gesicht und erwiderte: „Nein, Mäuschen, ich nähme keine mehr. Und du?“ „Was ich machte?“ antwortete Philippine, „wenn du zu den Vätern gingest?“ Und sie küßte ihn und sagte: „Närrchen, was fragst du solche Dinge? Könnte ich dich denn vergessen?“

Nicht lange nach diesem Gespräche traf es sich, daß Frau Renard von einer Tante gebeten wurde, einige Tage bei ihr zuzubringen. Die Tante wohnte eine Tagreise von Paris, war alt und oft kränklich und wenn sie sich unwohl fühlte, schrieb sie sofort

an Philippine, welcher sie eine Mutter gewesen war, zu kommen und der jungen lustigen Frau blieb nichts anderes übrig, als einige Zeit bei der launenhaften Kranken auszuhalten. So fuhr sie denn auch diesmal ab.

Nun war ein junger, hübscher Arzt, namens Piron, welcher Glück bei den Frauen hatte, ein guter Freund des Hauses Renard. Er sagte Philippinen alle Art Schmeicheleien, welche sie lachend entgegennahm, ohne dem jungen Manne ein Recht nur auf ihren kleinen Finger einzuräumen. Zu diesem Arzte nun begab sich Renard nach der Abreise seiner Frau, teilte ihm das ganze Unglück seiner schrecklichen Lage mit und bat ihn, um der Freundschaft willen, ihm zur Ausführung eines Planes, den er gefaßt habe, behilflich zu sein. Der Plan bestand nun darin, einen Leichnam zu finden, was ja dem Arzte nicht so schwer fallen würde, der halbwegs Ähnlichkeit mit der Gestalt Renards hätte, demselben das Haupt wegzunehmen und ihn während der Nacht in das Bett Renards zu bringen; auf diese Weise sollten die Leute veranlaßt werden, an eine Ermordung zu glauben und der Mangel des Geldes sollte durch aufgesprengte Laden und offene Kasten als der Erfolg eines augenscheinlichen Raubes sich darstellen, während Renard nach Amerika entflöhe. Der Arzt wurde bleich vor Entsetzen und schlug die Hände über den Kopf zusammen: „Um Himmelswillen, Herr Renard, was verlangen sie da von mir!“ Aber Renard, ein schlauer Kopf, der seinen Arzt kannte und die Worte seiner Frau im Sinne hatte, daß sie ihn auch nach seinem Tode nie vergessen wolle, war im Vertrauen auf die Treue seines Mäuschens gesonnen, ein kühnes Spiel mit dem jungen Manne zu wagen, der nach seiner Meinung allein in ganz Paris imstande war, ihm aus seiner Not zu helfen. Er sagte: „Lieber Herr Doktor Piron, ich sehe gar nichts so Entsetzliches in der Ausführung meines Planes. Bankerott bleibe ich einmal, ob so oder so, keinem Menschen wird weiter ein Haar gekrümmt, ich kann in Amerika neue Reichtümer erwerben und alles gut machen, während ich hier im Kerker schandvoll meine besten Jahre zubringen müßte. Wenn mich etwas schmerzt, ist es nur eines, daß ich meine gute, hübsche Philippine zurücklassen muß.“ Der Arzt richtete sinnend einen langen Blick auf Renard und dann sagte er, als ob er bei sich nachdächte, halblaut vor sich hin: „So, Ihre Frau lassen sie zurück.“ — „Ach!“ seufzte Renard, „so eine hübsche, junge Frau verlassen müssen! Was kann ich tun? Sie in mein Elend mitnehmen? Als Weib eines Ermordeten wird Sie Barmherzigkeit finden und ihr Leben wird halbwegs erträglich sein.“ — „Nun,“ begann wieder Piron, „wenn man's recht erwägt, ist ja wirklich der Plan nicht so schlimm. Fliehen müssen Sie, das läßt sich einmal nicht ändern! Was den Leichnam anbelangt, so könnte ich Ihnen wohl einen passenden verschaffen. Zufällig habe ich gerade einen frischen auf meinem Seziertische, der sich ganz gut für Ihren Plan verwenden

ließe. — Aber es geht nicht, es geht nicht! Überhaupt, Herr Renard, finde ich es höchst sonderbar, daß Sie es wagen, mit einem solchen Anliegen mir zu kommen. Sie sind ja verrückt! Sie werden doch um Gotteswillen auch noch ein anderes Mittel ersinnen können, welches Sie dem Verderben entreißt!" Aber Renard, welcher die ganze Zeit her, geängstigt von dem jeden Augenblick drohenden Zusammensturze seiner Existenz und seiner Ehre in den ungeheuerlichsten Phantasien sich abgemüht hatte, einen Ausweg zu finden, war, er wußte selbst nicht wie, vielleicht durch den Besuch Pirons, auf diesen Plan verfallen, von dessen Vortrefflichkeit er so überzeugt war, wie von der Unumstößlichkeit des Einmaleins. „Herr Piron," erwiderte Renard, „zürnen Sie mir nicht. Sie sind der Freund meines Hauses, Ihnen allein vertraue ich mein ganzes Unglück an. Meine Frau ist Ihnen gut und Sie allein möchte ich bitten, über das Schicksal dieser Armen etwas zu wachen." Der Arzt lächelte und sagte: „Lieber Herr Renard, mir scheint, daß Sie zu den schlechten Spekulationen, welche Sie ins Unglück gebracht haben, noch eine neue hinzufügen. Ich bin ein junger Mann, der wohl an hübschen Frauen Gefallen findet, aber Sie beurteilen mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich mich in die verlassene Frau eines durchgegangenen Mannes verlieben werde." Herr Renard erschrak zwar anfangs über diese Worte, aber er hielt sie doch für wenig aufrichtig. Noch ist nicht alles verloren! dachte er und sagte: „Herr Doktor, was denken Sie nur! Übrigens kann ich Sie versichern, daß meine Frau mir die Treue bewahren wird, auch wenn ich ferne bin, und so Gott will, kehre ich in einigen Jahren wieder zurück. Sie würden mir einen schlechten Dienst erweisen, wenn Sie sich in meine Frau verliebten und ich würde gegen die Hoffnungen meiner Zukunft handeln, wenn ich Sie zu einer solchen Leidenschaft ermunterte. Also wollen Sie mir helfen oder nicht?" Piron, dem die Eroberung einer hübschen jungen Frau in Aussicht stand, da sie in ihrer Verlassenheit seinem Feuer wohl kaum würde widerstehen können, wollte sich die Gelegenheit eines galanten Abenteuers nicht entgehen lassen, so unheimlich auch dieselbe war. „Du kommst wohl nicht wieder," dachte er. „Gut, Sie sollen sehen, daß ich Ihr Vertrauen ehre. Was ich tun kann, will ich tun. Um die Ausführung müssen Sie selber Sorge tragen." Renard, ganz glücklich über den Erfolg, dankte mit überschwänglichen Worten, versprach einen ganzen Himmel voll Wiedervergeltung und sagte: „Die Ausführung wird mir nicht schwer fallen. Ich bekomme genug Waren, um den Leichnam unbewacht ins Haus zu schaffen. Noch eines: Sie sind der Arzt dieses Viertels, welcher die Totenbeschau hält. Lassen Sie jenen Toten so bald als möglich aus meinem Hause fortbringen."

Schon am zweiten Morgen nach dieser Unterredung verbreitete sich in ganz Paris die schreckliche Nachricht von der Ermordung Renards, wobei man vor allem über das fehlende Haupt die schauerlichsten Dinge einander zu berichten wußte. Als die Frau,

welche erst am zweiten Tage nach dem Vorfalle Mitteilung von dem entsetzlichen Unglücke erhalten hatte, nach der Stadt zurückkehrte, war der Tote bereits außer dem Hause. Die Pariser Polizei bot alles auf, dem Verbrechen auf die Spur zu kommen, aber nach wochenlangen Bemühungen, welche alle umsonst waren, mußte sie jede Hoffnung aufgeben, das schauerliche Geheimnis zu enthüllen. Renard aber landete glücklich an dem Weltteile der Abenteurer. Philippine war anfangs untröstlicher, als man es ihrem leichten Naturell hätte zutrauen mögen. Dazu kam, daß alles Vermögen nur in dem Warenlager und dem Hause bestand, lauter Werte, welche die Gläubiger beanspruchten. Diese waren gegen die unglückliche Witwe barmherzig genug, ihr wenigstens das Haus zum Nutzgenuße zu lassen, so daß sie nach Ordnung all dieser peinlichen Ausgleichungen, welche sich infolge des Fehlens aller Geschäftsbücher noch verwickelter gestaltet hatten, endlich wieder etwas hellere Empfindungen zu fühlen imstande war. Piron war ihr die ganze Zeit her als ein treuer, opferwilliger Freund entgegengekommen, jetzt konnte sie wieder mit ihm lachen und es schien, daß der Schatten ihres Mannes, der sie bisher immer gespenstisch verfolgte, langsam zurückwich. Aus der Bitterkeit, mit der sie in der ersten Zeit ihr Unglück als grausame Fügung des Himmels betrachtete, ging allmählich ein Seelenzustand des Trotzes und der Weltverachtung hervor; schließlich verband sich dieser nach der Heilung der klaffenden Herzenswunde mit ihrem früheren heiteren Sinn und Dr. Piron glaubte nun die Zeit gekommen, wo ein Ansturm mit Erfolg durchzuführen wäre. Aber er mißlang und das lachende, spottende Mäuschen, wie auch Piron sie nun nannte, machte ihm den Kopf ernstlich verrückt, so daß er sich eines Tages sagen mußte, er zapple nach allen Regeln der Liebeskunst in dem Netze dieser Schönen. Er nahm die Sache ernst, Frau Renard war schließlich einer neuen Verbindung nicht abgeneigt, kurz und gut, es war etwas mehr als ein Jahr nach der schrecklichen Ermordung Renards vorübergegangen, als seine Witwe Frau Dr. Piron wurde und der Arzt als Gatte in ihr Haus zog.

Piron war in dem festen Glauben, daß der erste Mann seiner Frau nie mehr den europäischen Boden betreten werde. Renard aber war in dem Lande der unermüdlichen Arbeit und selbstvertrauenden Kraft schon in wenigen Jahren wieder zu Vermögen gelangt und mutvoll in die Zukunft schauend, beschloß er so lange zu bleiben, bis sein Vermögen derart angewachsen wäre, daß er in Europa seinen Verpflichtungen nachkommen und seiner Firma zu der alten Ehre ihres Namens wieder verhelfen könnte. Oft dachte er an seine Frau, die sich wohl um ihn härme, ihm Tränen nachweine und sein Grab zärtlich schmücke und wenn er in diese Gedanken sich hineinverlor, kam ihm beinahe selbst eine Rührung an. Dann wollte er ihr schreiben, unterließ es aber, um ganz in der Erreichung seines Zieles auszuharren. Und wirklich nach zehn

Jahren schiffte er sich nach Europa ein und freute sich schon des Lachens seines lieben Mäuschens, wenn er nach dem ersten Schrecken mit ihm in aller Lustigkeit die Vergangenheit betrachten werde.

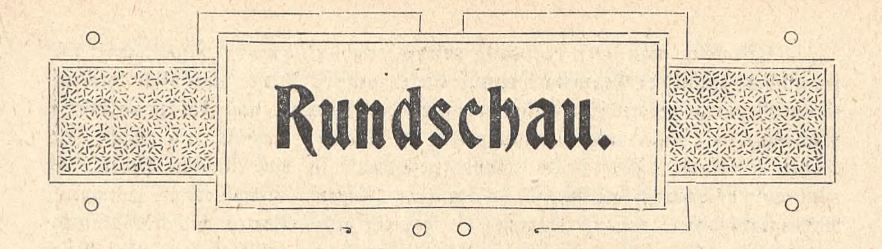
So kam er denn in Paris an und gleich den ersten Abend ging er auf sein Haus zu. In den Fenstern sah er Licht und es klopfte sein Herz vor Erwartung, ob denn Philippine noch in diesen Räumen atme, wie sie denn lebe und aussehe; sie mußte ja noch recht hübsch sein; war sie doch erst etwas über die dreißig. Wird sie ihn erkennen? Er mußte sich doch auch etwas verändert haben, nicht zum schlechtesten; denn er fühlte sich im Vollbesitze gereifter Männlichkeit. Sie wird wohl ein bißchen erschrecken, aber dann wird sie ihm an den Hals fliegen und ihn küssen, so heiß und innig wie einstmals. Zum Teufel aber, wenn sie einen andern Mann genommen? Nicht zu denken. Oder vielleicht ist sie gar aus Kränkung gestorben! Ohne zu fragen schritt er hinauf. Die Stiege war nicht überaus hell beleuchtet und in diesem Halbdunkel und in seiner Aufregung sah er nicht das dunkle Schild über seiner Türe: Dr. Piron.

Frau Piron war eben allein. Ihr Mann war bei einem Kranken, ihr Mädchen und der Diener hatten Gänge zu machen, und so öffnete sie selbst, als es etwas schüchtern angeklopft hatte. Sie dachte, es käme ein Besuch wie so viele, welche ihren Gemahl begehrten. Sie merkte gar nicht besonders auf die Züge des Mannes, der eintrat. Als jedoch Renard sein Weib vor sich stehen sah, noch immer schön und reizend wie einstmals, zwar nicht mehr so mädchenhaft, wie er sie verlassen, aber dafür blühend in der vollen Reife einer jungen Frau, wußte er sich vor der überwältigenden Empfindung des Augenblicks nicht zu fassen, stürzte auf sein Knie, ergriff die Hände der erschrockenen Frau und rief: „Philippine! Mein liebstes Mäuschen, hier bin ich wieder.“ Frau Piron stieß einen Schrei aus, denn sie glaubte im ersten Augenblicke einen Verrückten vor sich zu haben; als aber Renard immer wieder „Philippine!“ rief und sagte: „Fürchte dich nicht! Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Renard, dein Gatte, den du für tot hältst, verzeihe mir, höre, wie alles kam“, da zitterte zwar sie noch vor Angst, aber sie erkannte die Stimme Renards, sie blickte forschend in sein Gesicht und fand seine Züge wieder und während Renard als Totgeglaubter alles versuchte, so menschlich als möglich sich zu gebärden, erholte sich Philippine allmählich von ihrem Schrecken und sagte: „Ja, du bist Renard, wenngleich ich mir wie verrückt vorkomme, dies sagen zu müssen. Komm' herein und löse mir das Geheimnis.“ Er trat in das wohlbekannte Zimmer hinein. Der eigentümliche Geruch von Medikamenten drang ihm entgegen. Manches war verändert und merkwürdig fremde Dinge mußte er sehen. Philippine, welche nicht wußte, wie das alles enden sollte und der das Blut aufwallte, wenn sie erwog, nun zwei Männern

anzugehören, bemerkte den verwunderten Blick Renards und sagte: „Lieber Renard, in zehn Jahren ändert sich viel. Vor allem erzähle und dann frage." Und Renard erzählte alles bis ins Kleinste. Philippine weinte zuerst, daß Renard ihr solchen Kummer habe bereiten können, dann aber schien sie sich zu beruhigen, ja sie ließ sich von ihrem Manne küssen, der von der Seligkeit, endlich wieder daheim zu sein, ganz berauscht war. Aber die fröhliche Stimmung, in welche er Philippine durch seine Wiederkehr zu versetzen hoffte, kam nicht. Er ließ sich dadurch in seinem Glücke nicht irre machen. „Nun wollen wir beisammen bleiben", sagte Renard. „Ich bin so glücklich, daß du mich noch immer liebst. Du bist mir treu geblieben und hast dein Wort gehalten." Philippine wußte nicht, was beginnen. Soll sie ihm alles gestehen? Und um Gotteswillen, sie konnte doch nicht die Frau zweier Männer sein! Wo gab es da einen Ausweg? Einen mußte sie lassen, aber wie wäre denn das zu machen? Sie liebte wirklich noch immer Renard. Aber auch mit Dr. Piron hatte sich's nicht gerade schlecht gelebt. Da fragte Renard: „Und Dr. Piron, was macht er? Ist er denn schon verheiratet? Versuchte er nicht, sich dir zu nähern?" Philippine dachte: „Piron kann jeden Augenblick kommen. Dann wird ja Renard alles erfahren und er muß alles wissen." Und sie antwortete lächelnd: „Dr. Piron? Du Närrchen du, wie konntest du dich an ihn wenden?" Da hörte sie die Türe aufschließen, sie wußte, daß nun Piron hereinkommen werde. Anfangs erschrack sie heftig, sie ergriff angstvoll Renard beim Arme, dann aber kam ihr der Gedanke, wie sie an allem unschuldig sei und daß Dr. Piron wie ein Schurke an ihr gehandelt habe. Als Renard fragte, „was hast du?" und sie plötzlich, wie verändert, mit fester Stimme antwortete: „Bleib!" trat Piron herein, ganz erstaunt, bei seiner Frau zu einer so ungewöhnlichen Stunde den Besuch eines Mannes zu finden.

(Fortsetzung folgt.)





Kunstausstellungen.

XXX. Jahresausstellung des Künstlerhauses und XVII. Ausstellung der Sezession.

Wieder sind die Ausstellungen des Künstlerhauses und der Sezession gleichzeitig zu sehen, und wieder ist die Veranstaltung in der Friedrichsstraße jener am Karlsplatz bedeutend überlegen. Wieder fühlt man sich hier abgestumpft, dort aber angeregt. Wieder bringt das Künstlerhaus sehr viel, viel zu viel. Hätte man die Hälfte weggelassen, so wäre die Ausstellung erträglich, vielleicht sogar nicht einmal unerfreulich geworden. Die große Jahresausstellung mußte nach alter Gepflogenheit international sein, das heißt jetzt im Künstlerhaus: es war Schlechtes nicht nur aus der Heimat, sondern auch aus dem Ausland zu beschaffen. Was ein bischen interessant, was gut ist, wurde häufig so schlecht gehängt, daß man ihm leichtlich unrecht tut. Man reißt im Künstlerhaus die Werke eines Künstlers mit Vorliebe auseinander, neben ein blaues Bild hängt man gewiß ein gelbes und neben eine Mordszene eine Idylle. Will man denn nicht einsehen, daß dieses Placieren nach den stärksten Kontrasten den Betrachter schrecklich ermüdet, daß auf diese Weise ein Bild das andere schlägt? Die paar Schotten sind totgehängt, die nicht allzu großen, fein gestimmten, intimen Bilder verlieren sich zwischen großen Leinwanden, deren Sujets und Farben möglichst marktschreierisch wirken; ein schöner Kallmorgen wurde in die zweite Reihe verbannt, — um anderer Fehler nicht zu gedenken.

Überlegt man sich angesichts der im Künstlerhaus zu sehenden ausländischen Werke, was denn die Kunst außerhalb Österreichs eigentlich leistet, so kommt man zu dem Resultat, daß sie ebenso wie im Hause am Karlsplatz eingeschlafen ist. Man muß aber nun gar kein Wandervogel sein, der sich jedes Jahr vom Stande der Kunst in den einzelnen Ländern mit eigenen Augen überzeugen kann, man braucht nur regelmäßig ein paar gute Kunstzeitschriften anzusehen und wird sich sagen müssen, daß in der Fremde sehr rüstig gearbeitet wird und viel höchst Beachtenswertes zustande kommt. Was das Künstlerhaus als ausländische Kunst auftischt, ist mit geringen Ausnahmen abgestandenes Zeug, die Genossenschaft scheint eben nur mehr mit den abgestorbenen Ästen und den zurückgebliebenen Trieben der Kunst des Auslands Verbindungen zu haben.

Wie kann man nur ein Bild wie Grimberghe's „Rivalinnen" die französische Kunst der Gegenwart repräsentieren lassen? Diesen unleidlich theatralischen Revenant der gewissen Historienmalerei der Siebziger- und Achtziger-Jahre! Noch schlechter, wenn auch in anderer Art, ist Marie Zwiller's „Muse, den Dichter beweinend". Rosset's „Etwas geschehen" ist eine tüchtige Arbeit, die einen aber vollständig kalt läßt. Devambez' „Angriff" interessiert als gelungene Momentaufnahme. Anna Klumpke hat ein gutes Porträt Rosa Bonheur's ausgestellt. — Rizzi's „Heimkehr am Abend" wirkt leer, während sein altes Bild „Harmonie in Weiß" heute noch anspricht. Auf Tafuri's „Gegenüberliegenden Ufern" ist die linke Partie mit den erleuchteten Häusern jenseits des Kanals ganz vortrefflich geraten, aber man fragt sich, ob diese Wirkung die öde Treppe rechts aufwiegen kann. — Die Spanier bringen, ob sie nun als Landschafter, Arme-Leut'- oder Schlachtenmaler auftreten, wenig Erfreuliches. Pla y Rubio's „Aus dem Kriege" wirkt wie ein Ausschnitt aus einer Panoramenleinwand. — Unter den Niederländern ist Hitchcock gut wie immer. Auf Delaunois' großer Landschaft „Im Gebiete der Mönche" interessiert die eigenartige, wirkungsvolle Behandlung der Wolken und der Bäume, während der Ackerboden allzu kursorisch gemalt ist. Jacoby's Zyklus „Der verlorene Sohn" ist gut gearbeitet, der Vorgang aber ist, den vlämischen Volkscharakter schon in Rechnung gezogen, zu temperamentlos erzählt und die Malerei für die großen Flächen zu uninteressant. — Die paar Schotten wirken ja wie stets auf unseren Ausstellungen sehr vornehm, man muß sich aber hüten, sie zu überschätzen, da man leicht vergißt, daß ihre tonige, verblasene Malweise, die ja in letzter Linie auf die alle scharfen Umrisse und ausgesprochenen Farben verwischende Atmosphäre des Inselreichs zurückgeht, drüben jenseits des Ärmelkanals künstlerisches Gemeingut ist. Das Künstlerhaus kann uns nicht einmal von der akademischen Kunst Großbritanniens eine Vorstellung geben, geschweige denn von seiner „Sezession". — Unter den Deutschen steht obenan Kallmorgen, nach ihm kommen in gebührendem Abstand Overbeck, Am Ende, der übrigens diesmal auffallend schwach ist, und Hoch. Ein Werk von überzeugendem Ernste ist des Düsseldorfers Clarenbach „Stiller Tag". Bartels zeigt in zwei Bildern seine erquickend gesunde Kraft ungebrochen. Firle steht still. Er hat seinerzeit zu viel versprochen, als daß ihm dies zu verzeihen wäre. Simm ist mit seinem Kläubeln so weit gekommen, wie es vorauszusehen war. Über dem Detail des Kostüms, der Möbel u. s. w. ist nicht nur die Gesamtwirkung des Bildes, sondern auch die menschliche Figur zu kurz gekommen. Es ist ihm gelungen, auf seinem „Kleinen Empfang zu St. Cloud" einen Napoleon darzustellen, der nicht zu erkennen ist; aber die Netzhandschuhe und Beschläge der Fauteuils sind ausgezeichnet. Ein Bild wie Räuber's „Ritterzug" bringt in uns keine Saite mehr zum Mittönen. Prell's Prometheus flößt Achtung ein. — Für die österreichische Kunst, soweit sie im Künstlerhaus vertreten ist, möchte man als Symbol den tot von der Mastspitze herabhängenden Wimpel wählen: „Keine Luft von keiner Seite . . ." Auch das Häuflein jener, die zwar nichts Neues bringen, deren Werke aber doch mit Vergnügen zu betrachten sind, schmilzt immer mehr zusammen: Zoff, Ribarz und Kaufmann sind seine besten Vertreter. Anderer Begabung war vom Anbeginn zu klein, als daß sie den steten Stillstand vertragen hätte: ich denke z. B. an Hugo Charlemont, Mielich, dessen Kunst durch die Fahrt nach

Schloß Amra keinen Aufschwung erfahren hat, und Probst. Viele endlich — und das stimmt am traurigsten, weil unter ihnen verhältnismäßig am meisten Talent vorhanden ist — verfallen immer mehr dem unerquicklichsten Manierismus. Dies gilt hauptsächlich von Veith, Schram, Schmid (vor dessen Beethoven man sich besinnen muß, ob man es nicht mit einem Schubert zu tun hat) und Knüpfer; aber auch Darnaut und Robert Ruß erliegen immer mehr dieser Gefahr. Drei Landschafter sind diesmal besonders schlecht vertreten: Petrovits mit einem Bilde, das auf einer tieferen Stufe als ein schlechter Farbendruck steht, Hlaváček mit seinem „Ahasver", dessen Schmieren-Pathos noch nicht das Unangenehmste am ganzen Bilde ist, und Schäffer mit seiner verkünstelten Färbung und dem grotesken Verfehlen der Größenverhältniße auf einer staffierten Landschaft. Aber auch das österreichische Porträt — Pochwalski und Horovitz haben diesmal nicht ausgestellt — hebt wenig Ehre auf. László hat den Kaiser ganz unbegreiflich schlecht gemalt, und seine übrigen Bilder bringen einem viel eindringlicher zum Bewußtsein, was Lenbach für ein großer Künstler ist, als es durch da Kinderporträt von dessen eigener Hand geschieht. Mehoffer's Selbstporträt ist gut. Wie man eine so nichtssagende und zugleich so pretentiöse Dilettantenarbeit wie Larwin's „Arbeitslose" überhaupt aufnehmen konnte, muß dem Außenstehenden ein Rätsel bleiben. Egger-Lienz' „Nach dem Friedensschluß in Tirol 1809" zeugt abermals von seinem großen Können nur schade, daß er immer schwärzer wird. Zu den erfreulichsten Bildern der ganzen Ausstellung zähle ich Jungwirth's „Schwierigen Heimweg". Gewiß stört die Verwendung der Momentphotographie, aber die lebhaften Farben des klaren Wintermorgens sind ganz vorzüglich getroffen, das Ganze ist sorgfältig studiert und breit und sicher hingesetzt. — Unter den Werken der österreichischen Plastik ist Theodor Charlemont's einfach-edle „Mater dolorosa" an erster Stelle zu nennen. Eine Schande aber für die österreichische Kunst überhaupt bedeutet Haerdtl's Giebelgruppe für den Sitzungssaal des Reichsratsgebäudes. Sieht man diese Figurini-Arbeit und erinnert man sich der Entwürfe für das Deutschmeister- und Kaiserin Elisabeth-Denkmal, so muß man wirklich glauben, daß bei uns in Österreich die Skulptur aufgehört hat, eine Kunst zu sein.

Das Innere des Sezessionsgebäudes zerfällt diemals in eine Anzahl kleiner Räume, von denen die meisten bloß je einem Künstler zur Verfügung gestellt sind. Wie vorteilhaft derlei kleine Sonderausstellungen wirken, zumal wenn sie in so geschickt und geschmackvoll ausgestatteten Kabinetten untergebracht sind wie hier, braucht wohl nicht mehr betont zu werden. Es sind nur Österreicher, welche in dieser Ausstellung zu Worte kommen, und fast ausschließlich Mitglieder der Sezession. Offenbarungen empfängt man zwar auch hier nicht, aber man sieht dafür fast durchwegs interessante und häufig sogar wirklich gute Arbeiten. Was aber vor allem so wohltuend wirkt, ist das Interesse und die Regsamkeit, welche in der Vereinigung herrschen. Da wird nicht nur mit Eifer verfolgt, was im Ausland geleistet wird, und jede Anregung, die irgendwelchen künstlerischen Erfolg verspricht, dankbar aufgenommen und weiter entwickelt, sondern da wird auch selber spekuliert und dies und jenes probiert, ob sich nicht damit was erreichen ließe. Da sind die meisten auf verschiedenen Gebieten der bildenden Kunst tätig und versuchen sich in allen möglichen Techniken, um so die eigene Persönlichkeit, sollte sie schon nicht als Riese geboren sein, doch harmonisch und vielseitig aus-

zubilden, um sie sich nicht „in der Gewohnheit trägem G'leise" vorschnell zu Tode traben zu lassen. Hier gibt es wenigstens Leben, sei es auch manchmal forciert und manchmal abstrus. Verrücktheit ist leichter nachzusehen als Langeweile, den Philister zu ärgern ist besser als ihm zu schmeicheln, und Enthusiasmus, wenn er auch zuweilen die Kritik trübt, ist fruchtbringender als Nüchternheit, deren Ideal die praktische Mittelmäßigkeit ist. Die Hauptsache aber bleibt, daß nicht stillgestanden, sondern rüstig vorwärts marschiert wird.

Gewissermaßen als Führer erscheint diesmal Engelhart, der als Maler und als Plastiker auftritt. Seine Wiener Typen sind vorzüglich gemalt, aber doch etwas zu ordinär, seine Grabfigur ist voll ruhiger Schönheit, fast ein bißchen klassisch mit dem bekannten leisen Stich ins Langweilige. Famos sind die dekorativen Kinderporträte und die Orangutan-Maske. Roller zeigt sich in seinen Monatsbildern zum erstenmal als beachtenswerter Landschafter. Moll ist diesmal auf dem Gebiet geblieben, das ihm liegt, und leistet da Vorzügliches. Von seinen Interieur- und Landschaftsbildern ist eines besser als das andere. Nowak ist nicht mehr so fleckig und orange-violett wie früher. Seine Landschaften — alle sind zu ihrem Vorteil kleineren Formats — sind flotte, tüchtige Arbeiten. Tichy verdirbt durch sein großes Gemälde „Der Tod und der Engel des Lebens" den günstigen Eindruck, den seine übrigen anspruchslos-frischen Bilder machen. Andri's Landschaften sind vorzüglich, nur arbeitet er zu viel mit leeren Flächen. Breit malen ist schon recht, nur darf es nicht so weit getrieben werden, daß es tote, unverständliche Flecke erzeugt. Sein Kinderspielzeug ist noch lustiger als das von ihm für Gerlach's Jugendbücherei illustrierte Bändchen, in dem er mir stark von dem originellen Taschner beeinflußt zu sein scheint. Jettmar's vier Bilder mit „Drachen und Ungeheuern" zeigen einen erfreulichen Fortschritt des Künstlers in der Beherrschung der malerischen Ausdrucksmittel. Sollte er nicht allmählich trachten, seine Phantasie, die dermalen vielleicht die stärkste und ursprünglichste der österreichischen Malerei ist, zu sammeln, zu verinnerlichen? Er ist noch zu dekorativ, zu schemenhaft. Von Kurzweil sind vortreffliche bretonische Seestücke zu sehen. Sie machen beinahe sein verunglücktes Plakat gut. Orlik's Bildchen sind raffiniert, pikant wie stets. Von seinen drei Porträtradierungen ist der Graf Kalckreuth am interessantesten gearbeitet, aber am wenigsten ähnlich. Stöhr hinterläßt einen ernsten Eindruck; seine Aktstudien, seine Landschaften, seine Phantasiestücke zeugen von einem ehrlichen, kraftvollen Ringen. Der stilisierende Bildhauer Metzner, der auch im Österreichischen Museum einen höchst beachtenswerten Entwurf für das Denkmal der Kaiserin ausgestellt hat, verrät ein originales, nicht gewöhnliches Können. Schmutzer fesselt vor allem durch seine ausgezeichneten Radierungen. Doch ist das riesige Joachim-Quartett ein bißchen in den Proportionen verfehlt und hat etliche taube Stellen. Brillant ist die Joachim-Zeichnung. Seine Landschaften sind reizend flott gemacht, für meinen Geschmack ein klein wenig zu oberflächlich. Auf List's größtem Bild „Tod und Mädchen" stört das schlecht gezeichnete Pferd, doch hat er gute Bildnisse ausgestellt. Allen seinen Gestalten wünscht man aber Knochen in die Leiber. Von Hohenberger, der selten zu Gaste kommt, ist ein vortrefflicher japanischer Fries zu sehen. Er war vor Orlik in Japan, und doch hat bekanntlich erst dieser Japan entdeckt. In eigener Sache die Lärmtrommel zu rühren, ist nicht fein, sein Licht aber unter den Scheffel zu stellen, nicht klug. Auchentaller's „Tönende Glocken" sind im Keime ver-

fehlt. Von dem, was den Künstler damals auf dem Turme ergriff, war das Beste mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst überhaupt gar nicht wiederzugeben: die schwingende Bewegung und der dröhnende Schall. Gute, schlichte Bilder, mit ihren kraftvoll-frischen Farben merkwürdig von ihrer Umgebung abstechend, sind von Jäger und Sigmundt zu sehen. Ihnen reiht sich der flott-gediegene Hänisch an. Unerfreulich affektiert sind König's Bilder, geradezu ärgerlich aber wirkt Klimt. Er ist ein so bedeutender Künstler, daß er Mätzchen von der Art der „Irrlichter" unter seiner Würde finden sollte. Kubin, mit dessen pathologischer Phantasie sein Können nicht gleichen Schritt halten kann, ward klugerweise nicht in den Vordergrund gerückt. Elena Luksch-Makowsky hat mit ihren gleich im Eingangsraum untergebrachten Arbeiten die Rolle des Ärgerniserregers übernommen. Der Brunnen ihres Mannes ist nicht übel. Auf Feodorowna Ries' Grabdenkmal für einen Jüngling wirkt Gott äußerst amüsierlich. Von Canciani und Ilse Conrat sind gute plastische Arbeiten ausgestellt. Unter der Graphik fallen namentlich viele farbige Holzschnitte auf. Es wäre ein großes Verdienst der Sezession, wenn es ihr gelänge, diese Technik zu neuem Leben zu erwecken. Vorderhand scheint es aber damit noch gute Wege zu haben. Unter den kunstgewerblichen Arbeiten ist wie stets viel Hübsches zu sehen.

Agathon.

Theater.

Arthur Schnitzler's „Lebendige Stunden" gingen bereits im Jänner des vorigen Jahres im deutschen Theater zu Berlin mit großem Erfolge erstmalig in Szene, fanden auch im folgenden Frühling beim Gesamtgastspiel dieses Theaters bei uns in Wien eine sehr freundliche Aufnahme und erscheinen nun endlich nach einer Frist von mehr als einem Jahre auch im Spielplane einer Wiener Bühne, des Deutschen Volkstheaters. Samstag, den 14. März, fand die Premiere statt. Warum so spät? Inzwischen haben die Berliner Schnitzler's Renaissance-Tragödie „Der Schleier der Beatrice" kennen gelernt. Nach dem hier üblichen Modus procedendi werden wir auf die Aufführung dieses Werkes ganz sicher noch ein Jahr warten müssen. Wenn man bedenkt, mit welchem Eifer unsere Bühnen hinterher sind, sobald es sich um einen neuen Blumenthal oder um ein anderes Produkt ähnlicher Provenienz handelt, kann man sich wohl nicht genug über die Zurückhaltung wundern, die einem wirklichen Dichter und noch dazu einem Österreicher gegenüber hierzulande beobachtet wird. Und da gehört Schnitzler sogar noch zu den Bevorzugten, anderen ergeht es weit schlimmer. — Der Dichter behandelt in den vier Einaktern, die er unter dem Kollektivnamen „Lebendige Stunden" zusammenfaßt, ein künstlerisches Problem. Es soll gezeigt werden, wie eng sich ideale und reale Welt in der Seele des Künstlers zu einander stellen. Dieses Thema dreht und wendet Schnitzler mit meisterhafter Geschicklichkeit, er stellt vier Guckkästen auf und hält uns darin nach einander in lyrischer, symbolistischer, tragischer und komischer Beleuchtung sein Problem entgegen. Ein Gourmant kommt hier also auf seine Kosten, aber auch einseitiger Geschmack wird nicht unbefriedigt gelassen. Und der Dichter selbst hat seine ganze Gestaltungskraft und Wandlungsfähigkeit gezeigt und seine Meisterschaft auf allen Gebieten des dramatischen Schaffens vor aller Welt demonstriert. Ob aber diese Art des Schaffens der dramatischen Kunst als solcher zum Nutzen gereicht, ist eine andere Frage. Ich erlaube mir, sie rundwegs zu verneinen. Denn ganz

abgesehen davon, daß die beständige Wiederholung eines und desselben Gedankens auf den Zuhörer ermüdend wirken muß, wenn den Stücken nicht eine besondere Schlagkraft innewohnt, widerspricht es auch dem Wesen des Dramas, so quasi als Viergespann vorgeführt zu werden. In jedem Stoffe liegt schon von Natur aus eine treibende Kraft; ihr Regulativ ist das künstlerische Gewissen, das sich von dem rein menschlichen Gewissen in nichts unterscheidet. Danach hat der Künstler vorzugehen: Ein tragischer Stoff soll — tragisch, ein komischer — komisch behandelt werden. Wenn hingegen einer dramatischen Idee durch verschiedenartige Garnierung alle möglichen dramatischen Formen aufgepfropft werden, so fühlen wir uns vielleicht geneigt, einen Prestidigitateur zu bewundern, nicht aber an dem heiligen Feuer der Kunst uns zu erwärmen. Weil Sudermann einmal den guten Einfall hatte, drei Einakter, die gar keinen inneren Zusammenhang aufweisen, mit dem Gesamttitel „Morituri" zu versehen, so ist dies — mag auch Sudermann damals damit Glück gehabt haben — noch lange kein Grund zur Nachahmung für Schnitzler, Hartleben, delle Grazie u. a. m. Die vier Stücke von Schnitzler hätten, ganz unabhängig von einander aufgeführt, gewiß nicht weniger gewirkt. Im Gegenteile, die Stücke hätten durch diese Zusammenstückelung eher gelitten, als gewonnen, wenn Schnitzler die Szenenbilder nicht mit diesen blühenden Farben umkleidet und in einem kühnen, malerischen Wurfe so echtes, volles Leben auf die Bühne gestellt hätte, daß man sich trotz der krassen Gegensätze rasch und leicht in den Wechsel der Stimmung hineinfand. In dem ersten der Stücke, welches gleich dem Zyklus „L e b e n d i g e S t u n d e n" betitelt ist, wird gezeigt, wie eine Mutter ihrem Leben ein vorzeitiges Ziel setzt, um die durch ihr jahrelanges Siechtum gelähmte Schaffenslust des Sohnes, in dem sie einen großen Dichter sieht, wieder frei zu machen. Der alte Freund der Mutter, ein pensionierter Beamter, dem sie in einem hinterlassenen Briefe das Geheimnis ihres Todes anvertraut hatte, schleudert dem Sohne diese furchtbare Wahrheit ins Gesicht, als dieser von einer Erholungsreise, auf der er vergebens Zerstreuung suchte, ebenso arbeitsunfähig zurückkehrt, als er gegangen war, und nun gegen den Tod der Mutter dieselbe Anklage erhebt, wie vordem gegen ihre Krankheit. Diese Enthüllung wirft ihn zu Boden, aber bald findet er seine Stärke wieder in dem Bewußtsein, daß er eine Schuld einzulösen hat; er wird arbeiten und seine Werke sollen beweisen, daß sich die Mutter nicht umsonst opferte. Der alte Mann ist anderer Meinung. Ihm gilt eine einzige lebendige Stunde der Freundin, der Mutter, mehr, als das ganze Geschreibsel der Poeten. Es ist ein ergreifendes Szenenbild, aber zu lyrisch, zu fein, als daß es von der Bühne aus, die grellere Farben erfordert, wirken würde. Sein Platz wäre der Lesetisch. Auch die Darstellung half den Eindruck verderben. Herr Geifendörfer als Sohn war vollständig unzulänglich, Herr Martinelli als alter Freund bot zwar eine feine Charakterstudie, näherte sich aber mehr dem Typus des Wiener Hausherrn, als dem eines Pensionisten. — Das zweite Stück „D i e F r a u m i t d e m D o l c h" hat mich ziemlich enttäuscht. Die alte Geschichte eines dreieckigen Verhältnisses wird an der Hand eines alten Gemäldes mit Hilfe des sogenannten Seelenwanderungssystems in das Milieu des Quinquecento zurückgeleitet, hier mit lärmendem Pathos und aufdringlichem Raffinement in ihren Konsequenzen durchgeführt und das sich daraus ergebende Resultat zur Begründung eines modernen Ehebruches verwendet. Fräulein Sandrock und Herr Kramer

spielten glänzend. Herr Eppens, als betrogener Renaissance-Ehegatte, hätte die eherne Gestalt seines Helden um einige menschliche Züge bereichern können. — Das dritte „Die letzten Masken" ist das Beste, was Schnitzler seit seiner Liebelei geschrieben hat. Ein Situationsbild, über dem die Tragik eines ganzen Menschenlebens ruht, in dem Charaktere und Milieu mit feinster, realistischer Schärfe herausgearbeitet sind, eine psychologische Studie, in der mit überwältigender Wirkung die sittliche Erhebung des Sterbenden über das Menschliche zum Ausdrucke kommt. Wir befinden uns im allgemeinen Krankenhause. Der alte Rademacher, ein Journalist, der trotz glänzender Begabung im Leben vom Tisch des Herrn stets ausgeschlossen blieb, während andere, mit der Technik des Emporkommens besser vertraut, sich an der üppigen Tafel breit machten, liegt auf dem Sterbebette, will aber vor seinem Tode noch seinen einstigen Freund, den berühmten Modedichter Alexander Weihgast, sprechen und bestimmt den Arzt, denselben zu holen. Einstweilen vertraut er sich einem Spitalskollegen, einem schwindsüchtigen Schauspieler, der von unverwüstlichem Optimismus erfüllt ist, an und läßt sich von diesem bereden, vorher mit ihm eine Probe abzuhalten. Und wie von einem Traume fortgezogen, spricht sich Rademacher aus, er hält dem Freunde eine ungeschminkte Standrede, in der er ihn der Hohlheit und Nichtigkeit bezichtigt, um ihn endlich triumphierend mit dem Geständnis niederzuschmettern, daß er in jungen Jahren dessen Frau als Geliebte in seinen Armen gehalten habe, die sich zu ihm geflüchtet habe, weil sie sich von der Leere ihres Gatten angeekelt fühlte. Und als nun der Freund wirklich erscheint, freundlich und wohlwollend, reden sie von allem möglichen, nur nicht von dem, was als feindliches Erlebnis zwischen ihnen steht. Rademacher schweigt. Er fühlt die Nähe des Todes und als solcher, der stirbt, nimmt er keine Rache mehr an denen, die morgen noch am Leben sind. Der Freund verabschiedet sich mit aller Liebenswürdigkeit und Rademacher erliegt infolge der Aufregung einem Herzschlage. In der Darstellung war Herr Brandt als Schauspieler die Überraschung des Abends. Er gestaltete diesen lustigen Kumpan, der aus dem letzten Loche pfeift, mit virtuoser Echtheit. Herr Weisse, als Todeskandidat Rademacher, kam über die Bühnenschablone nicht hinaus. Herr Kramer traf in Figur und Haltung ausgezeichnet den Modedichter, aber auch die Herren Wierth und Geisendörfer als Sekundarärzte, sowie Fräulein Josefsy als Wärterin gefielen durch ihr natürliches Spiel. — Den Abschluß bildete „Literatur", ein Lustspiel, wie es der Dichter bezeichnet. Will man es näher bezeichnen, eine Literatenkomödie, mehr für die „Wissenden vom Bau" geschrieben, als für das große Publikum, ein Wortgefecht voll witziger und witzelnder Pointen, eine blutige Satyre auf das Kaffeehaus-Literatentum, die infolge der zündenden Schlagkraft des Dialogs wie eine Lachbombe einschlug. Die Sandrock, die diesmal ihr komisches Talent leuchten ließ, die Herren Kramer und Kutschera schloßen sich zusammen zu einem glänzenden Trifolium, das Stürme von Heiterkeit erweckte.

* * *

Am folgenden Donnerstag brachte auch das Burgtheater einen Einakter-Zyklus heraus „Zu spät" von M. E. delle Grazie. Hier variiert die Verfasserin das Thema von der verspäteten Liebe. Alle drei Stücke sind auf tragische Negation gestimmt. Das erste „Vineta" ist ein Gesellschaftsbild. Eine Baronin geht, um die Eltern zu rangieren, eine Konvenienzheirat ein, obwohl ihr Herz

an ihres Bruders Hauslehrer hängt. Diesen führt ein Zufall nach Jahren in ihr Haus. Er ist auf dem Wege nach China als — Missionär. Es kommt zu einer Aussprache, doch zu spät. Ihre Liebe ist ihr Vineta. „Aus dem Grunde des Meeres lautlos und plötzlich auftauchend . . .“ so zitiert Karlchen, der kleine Sohn der Baronin. Viel Stimmungsmalerei, nicht ohne feine, psychologische Momente, aber bei aller gewandten Szenenführung ein verfehltes Drama, dessen Wirkung durch den zu breit ausgesponnenen lyrischen Gehalt verwischt und bis zur Langweile abgedämpft wird. Nur Frau Hohenfels wußte durch ihre herrliche Kunst anhaltendes Interesse zu erwecken. Herr Devrient als Missionär schlug Gefühlstöne an, die man ihm früher kaum zugetraut hätte. — Im zweiten Stücke „Donauwellen“ wird wieder einmal frei nach Schnitzler das Thema vom süßen Mädl aufgerollt. Hedwig, eine Grisette, die ein Liebespfand unter dem Herzen trägt, kann diese Schmach nicht verwinden und sucht in den Wellen der Donau den Tod. Damit hat es folgende Bewandtnis. Ihr Galan, ein Wiener Hausherrensohn, glaubte für die Legitimierung des Kindes und für die Rehabilitierung seiner Geliebten hinreichend gesorgt zu haben, indem er das Mädchen einem Weinreisenden gegen Barzahlung zur Frau anbietet. Der schlaue Fuchs schlägt das Offert aus, aber geneigt, die galanten Beziehungen auf sein Konto zu übertragen, bestellt er das Mädchen zur näheren Besichtigung in ein nahe der Reichsbrücke gelegenes Praterwirtshaus, wo er angeblich wegen der Heirat mit ihm verhandeln wolle. Im Laufe der Unterredung rückt er jedoch ganz unverblümt mit seinen Anträgen heraus, die sehr wenig Heiratsanträgen gleichen, und flößt dadurch, sowie durch sein ganzes Benehmen „einer solchen gegenüber“ dem Mädchen eine solche Verachtung ein, daß sie ihn von sich stößt und aus Verzweiflung von der nahen Brücke aus den Todessprung unternimmt. Vorher hat sie beim Betreten des Gasthauses in der Person des Wirtes ihren einstigen Bewerber erkannt, den sie damals des andern wegen zurückwies. Nun sprechen sie sich aus, aber es ist zu spät. Er hat sein ungeliebtes Weib, sie das uneheliche Kind. Das im ungeniertesten Lokalkolorit gezeichnete Szenenbild, das so geschickt etablierte Praterleben weist auf eine feine, künstlerische Beobachtung hin. Auch die Charaktere sind gut gezeichnet, die Volkstypen vom Fiaker bis zum Baron glänzend getroffen, aber es fehlt an der Motivierung. Man glaubt dieser Hedwig die Verzweiflung nicht. Dieser edle Stolz verträgt sich nicht mit der Schamlosigkeit, mit der sie sich anfänglich verhandeln lassen will. Aus der Begegnung mit dem Manne, der es einst ehrlich mit ihr meinte, hätte sich dieses Wiedererwachen der Ehre vielleicht erklären lassen, aber die Dichterin blieb uns diese Erklärung schuldig. Um die Darstellung machten sich besonders Frau Medelsky als Hedwig, Herr Korff als Wirt und Herr Zeska als Weinreisender Ott verdient. Letzterer war die lebendige Verkörperung des commis voyageur. — In dem letzten Stücke „Sphinx“ wäre der Dichterin beinahe die Tragikomödie gelungen, wenn sie weniger dem äußeren Erfolge nachgejagt, sondern mehr auf die innere Gestaltung der Hauptfigur gesehen hätte. Die Idee, die wissenschaftliche Monomanie eines Gelehrten durch das Hinüberspielen ins Extreme vom Komischen ins Tragische überschlagen zu lassen, ist gewiß originell und fruchtbar. Aber anstatt die Hauptperson aus dem Rein-Menschlichen herauszuholen, machte die Verfasserin aus ihr ein komisches Requisit, mit dem sich sehr lustig hantieren, aber keine tragische Wirkung erzielen ließ. Ein Ägyptologe bewirbt sich um

die Hand seiner Hauswirtin, einer schon ziemlich gealterten Dame, aus Angst, die gemietete Wohnung und liebgewordene Gewohnheiten einmal aufgeben zu müssen. Als sich aber am Tage der Vermählung die Nichte der Wirtin, die sich der Gelehrte im Laufe der Jahre zu seiner wissenschaftlichen Hilfsarbeiterin herangezogen hatte, mit ihrem jungen Vetter verlobt, da entpuppt sich die konservative Neigung des Gelehrten als Liebe zu dem blühenden Pharaonenkinde, um dessentwillen er sich sogar zu einer Ehe mit der Mumie verstiegen hätte. Nun er das Kind verloren, flößt ihm die Alte Schrecken ein und er flieht, von seinem Freunde, der als Trauzeuge gekommen war, begleitet, nach — Ägypten. Thimig als Ägyptologe hatte sich eine köstliche Maske zurechtgelegt und wirkte wie immer. Frau Retty als Nichte brauchte bloß lieb zu sein, was ihr vorzüglich gelang. In Nebenrollen zeichneten sich Herr Treßler als Bruder Studio und Herr Frank als liebender Freier aus. R. S.

Musik und Oper.

Louise von Charpentier im Wiener Hofoperntheater.

Gepriesen als das Wunder der Welt zog dieses Musenkind in die Fremde und überall sprangen die Pforten der ersten Opernbühnen vor ihm auf und gewährten ihm freundlichen Einlaß. Rauschende Reklame vor sich hinwälzend, die unsere Erwartungen auf das Höchste spannte, langte die Oper auf ihrem Siegeszuge auch hier in Wien ein. Sie brachte uns eine gewisse Ernüchterung. Wir hofften, der „Pfadfinder" Charpentier werde uns auf ein musikalisches Neuland führen, statt dessen begegneten wir einem Meyerbeer redivivus. Soweit sind wir gekommen, daß wir vor dem Technischen und äußerlich Effektvollen ehrfurchtsvoll unsere Reverenz machen, während unsere großen Deutschen wie Schillings und Wolf — um nur zwei der markantesten Persönlichkeiten hervorzuheben — sich um die Aufführung ihrer Werke stets noch vergeblich bemühten. Man hat Charpentier den französischen Wagner genannt. Ich möchte ihn eher als eines der vielen Opfer bezeichnen, welche dieser Riesen-Moloch verschlungen hat. Charpentier versucht das musikalische Drama, das in der deutschen Sagenwelt wurzelt, auf den realen Boden des modernen Lebens zu stellen. Ob aber gerade die Apotheose des Freudenmädchenlebens besonders geeignet ist, diesen Versuch zu rechtfertigen, ist eine andere Frage. Man muß nicht gerade Puritaner sein, wenn man in diesem Mißbrauche, der mit dem heiligen Erbe Wagners getrieben wird, eine Verlotterung unseres modernen künstlerischen Geschmackes erblickt. Charpentier nennt seine Oper einen „Musik-Roman". Eine merkwürdige Etikette. Gehört doch der Roman einer dem musikalischen Drama so fernliegenden Form des Schaffens an, daß sich eine solche Bezeichnung nur durch die Lust an dem „Anders machen wollen" erklären läßt. Und dieser Hang, alles anders zu machen, läßt sich auch Schritt für Schritt in der ganzen Oper beobachten. In einem ganz sonderbaren, ungleichartigen Verhältnis stehen schon Musik und Text zu einander. Die Musik dient vor allem als illustrierender Hintergrund. Jeder Rede wird ein musikalischer Drücker aufgesetzt und diese Klanggebilde, wie Ausrufungszeichen an einander gereiht, nehmen sich in ihrer Vereinigung so abrupt aus, daß die gesamte musikalische Anlage einen rhapsodischen Charakter annimmt. In dem Bestreben, jedem Worte einen besonderen Gefühlsausdruck zu

verleihen, wird der Dialog durch die musikalische Umrahmung oft bis zur Ermüdung in die Breite gezogen, anderenteils aber werden wieder blühende Tonbilder durch die gespreizte, schwulstige Prosa zu Boden gedrückt. Die weitschweifigen Stimmungsmalereien würden noch am ehesten eine einheitliche Wirkung aufkommen lassen, wenn sie nicht wie z. B. die Szene mit dem Mittagessen gar so sehr in die Länge gezogen wären. Und doch steckt Temperament und Eigenart in dieser Musik. Das im $^3/_4$ Takt sich schwingende Anbetungs-Duett ist von köstlicher Frische und Originalität. Und wie es immer wiederkehrt, immer stärker und wuchtiger, um schließlich am Ende im wilden Wirbel alle Motive der Oper mit sich zu reißen, gleichsam wie die im dionysischen Taumel aufschreiende Stimme von Paris, deren heißer, ungestümer Lustbegierde kein Pariser Kind widerstehen kann, das gibt Eindrücke, deren Mächtigkeit sich niemand wird entziehen können. Sozusagen als soziale Symbole werden die cris de Paris, der Lärm der Straße, ja sogar das Geklapper der Nähmaschinen in der Musik und im Gesange verwendet. Den Straßenrufern von Paris ist ein künstlerisches Denkmal gesetzt. Diese musikalischen Momente aus dem Straßenleben hat Charpentier mit der Begeisterung des Bohèmes seinem geliebten Paris abgelauscht. Das sind wundervoll geprägte Motive, die wir da vernehmen in jener Szene am Fuße des Montmartre beim Erwachen von Paris. Einzelne Stimmen, eine nach der andern, in der Nähe und in der Ferne klingend, dann wieder zusammenströmend zu einem mächtigen Rauschen der ganzen Stadt, ein lebendiges Singen der Straße, das sich gleichsam in musikalischen Visionen wiederspiegelt. Hier finden sich auch die einzigen Ansätze zu schönen, melodischen Gängen. Ich erinnere an das Thema des Kleidermannes: Alte Kleider zu verkaufen, in welchem das Armeleuteelend der Straßenbewohner in ergreifenden Wehelauten zum Ausdruck kommt. Das Orchester, das sich nirgends aufdrängt, sondern in diskreter Weise mehr in die Perspektive gerückt erscheint, schillert in allen möglichen charakteristischen Färbungen, besticht durch mancherlei aparte Mischungen, interessiert durch die geistvolle Verschachtelung der Motive, aber melodische und architektonische Wirkungen würde man vergebens suchen. Symphoniker ist Charpentier gewiß nicht. Darum geht auch die Wirkung weniger von der Musik als von der Dichtung aus. Eine Verherrlichung von Paris, eine Huldigung vor dem gewaltigen Häusermeere, das seine eigenen Kinder verzehrt und im Wirbel alles in seinen Schlund zieht. Und nur der Bohème durch und durch, als welcher Charpentier am besten in seinem Werke zu verstehen ist, konnte diese Dichtung gleichsam so frisch aus dem Boden von Paris herausziehen, daß ihr dieser entzückende Erdgeruch so unverfälscht haften blieb. Die Handlung ist einfach. Die Tochter aus einer ehrbaren Arbeiterfamilie verliebt sich in einen jungen Dichter, die Eltern leisten Widerstand, das Mädchen, von erotischer Begierde getrieben, reißt sich los, sprengt alle Fesseln und stürzt sich an der Seite ihres Liebsten in das Leben von Paris. Ans Krankenbett des Vaters zurückgerufen, bitten sie Vater und Mutter flehentlich zu bleiben. Aber von der „Luft von Paris" bereits vergiftet, fühlt sie sich in dieser stillen Wohlanständigkeit beengt, ihre lechzende Seele jauchzt entgegen den lockenden Stimmen der Straße, und nachdem sich Eltern und Kind brutal von einander losgerissen, entflieht sie zum zweitenmale dem Hause. Paris hat sein Opfer. Um diese Handlung schmiegt sich eine Fülle episodischen Beiwerkes: Das Erwachen von Paris am Fuße des Montmartre, der Karneval der Bohème

auf der Höhe des Montmartre mit einem Prospekt auf das in ein Lichtmeer getauchte Paris, ein Pariser Kleider-Atelier, lauter Szenenbilder, die sich für große dekorative Wirkungen besonders eignen. Die Wiener Hofoper soll hierin sogar die Pariser Aufführung übertroffen haben. In der Tat entfaltete sie Wunder der Dekoration. Die Hauptrollen wurden doppelt besetzt. Ich sah die 2. Besetzung: Herr Slezak mehr deutscher Turner als Bohèmien, Frau Förster-Lauterer mehr Gretchen als Grisette, Herr Demuth und Frau Hilgermann ein braves Elternpaar. Direktor Mahler, der mit Mühe und Fleiß das Werk einstudierte, scheint mit einem sensationellen Erfolge gerechnet zu haben. R. S.

Besprechungen und Notizen.

Der Energismus. Die Lehre von der absolut ruhenden substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraumes und der aus ihr wirkenden schöpferischen Urkraft. Von Josef Schlesinger. Berlin 1901, Hofbuchhandlung Karl Siegismund.

Dieses Werk Schlesinger's, des bekannten Reichsratsabgeordneten der Stadt Wien, ist das Ergebnis einer vieljährigen Tätigkeit eines Selbstdenkers, welcher mit diesem Werke eine originelle Weltanschauung zur allgemeinen Kenntnis bringen wollte. In der Tat enthält dieses Werk viele originelle Gedanken, welche es wert erscheinen ließen, nachhaltigen Einfluß auf die wissenschaftliche Naturforschung zu gewinnen, eine Forschung, welche in neuerer und neuester Zeit zwar in bessere, nämlich logischere Bahnen einlenkt, als jene waren, welche sie in erkenntnis-theoretischer Beziehung durch beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch mit Vorliebe verfolgte, welche aber ungeachtet dessen in der Mehrzahl ihrer Vertreter noch heute einer rein mechanisch-materiellen Weltanschauung zugetan ist. Daß eine solche nicht ausreicht zur Erkenntnis der Wahrheit, ist zwar kein Geheimnis mehr, allein der Kampf zwischen dem sogenannten Materialismus, welche Welt und Welten aus vorhandenen, aber nicht weiter erklärbaren blinden Naturkräften oder Energien her- und ableiten will, und der strengeren Logik (der mehr spiritualistisch gesinnten Philosophie) ist noch lange nicht ausgekämpft. Jedenfalls sind Bestrebungen, welche geeignet sind, der höheren (oder transzendentalen) Logik zum endgiltigen Siege zu verhelfen, schätzenswert. Der Materialismus befriedigt weder das ehrliche Streben nach Wahrheit, noch das berechtigte metaphysische Bedürfnis der Menschheit, ein Bedürfnis, welches einmal da ist und trotz aller Gegnerschaft immer da sein wird, da es in der Menschheit immer auch solche Menschen geben wird, welche Herz und Gemüt besitzen, und welche sich mit verstandesmäßiger Auslegung empirischer Erscheinungen auf rein empirischem Wege nicht zufrieden geben wollen und werden.

In den neuesten, oder sagen wir allerneuesten Werken naturphilosophischer und selbst solcher Forscher, welche sich noch immer nicht von der reinen Kohlenstofftheorie ganz losmachen können und wollen, bringen zwar hie und da Lichtblitze durch — die Sonne der Wahrheit wird aber noch lange Zeit von Nebeln aller Art verdunkelt bleiben, und jeder, der sein Scherflein zum Wegblasen dieser Nebel beiträgt, verdient Anerkennung und Aufmerksamkeit, also insbesonders auch Josef Schlesinger, resp. sein Werk. Er selbst ist — leider — unmittelbar vor dem Erscheinen desselben im Buchhandel einem Herzschlage erlegen, der ihn in einem Bergstädtchen Tirols, wohin er zu seiner Erholung geeilt war, dahin-

raffte. Kurz vorher sprach ihn noch der Schreiber dieser Zeilen in Graz, wo er mitunter gerne im Kreise einiger Freunde zu verweilen pflegte und wo er auch zwei Tage vor seinem verfrühten Hinscheiden auf der Durchreise sich aufhielt.

Zu seinem Werke übergehend bemerke ich vor allem, daß dasselbe in der Form eines Zwiegespräches geschrieben ist, in der Absicht, den Inhalt desselben dadurch wo möglich verständlicher zu machen. Dasselbe ist in drei Teile und in neun Gesprächsgruppen eingeteilt; erstere sind betitelt: „Die Fundamente der Entwicklung des Energismus", „Grundzüge vom Aufbau der unorganischen Welt", und „Die organische Welt". In der ersten Gesprächsgruppe spricht der Autor „von der substantiellen Wesenheit des allgemeinen Weltenraumes", in der zweiten „von der Selbständigkeit der Kräfte und Energien"; die dritte Gruppe ist betitelt: „Das Problem der Massen-Attraktion gelöst. Die Gottesidee. Das Dasein Gottes". Die vierte Gruppe handelt „vom intelligenten Aufbau der Welt", die fünfte: „vom physikalischen Aufbau der Welt" und die sechste: „vom chemischen Aufbau der Welt". Die siebente Gruppe bringt: „Allgemeine Betrachtungen über die irdische lebende Welt", die achte ist betitelt: „Das doppelte Ich des Menschen, Seele und Geist"; und endlich die neunte: „Hypnotische Phänomene. Psychische Erscheinungen. Der Scheintod. Das Sterben".

Das Werk schließt dann mit einem Nachworte. Ich kann hier nicht jeden Gesprächsstoff — die einzelnen Gruppen sind wieder in mehrere Gesprächstage und einzelne Stoffe gegliedert — des genaueren besprechen, sondern will nur die wichtigsten, insbesonders jene, welche mit allgemeinen interessanten Prinzipienfragen zusammenhängen, hervorheben, um dem Leser ein allgemeines, wenn auch nur skizzenhaftes Bild der interessanten Weltanschauung des Autors zu entwerfen.

Josef Schlesinger hat, wie jeder wirkliche Philosoph, über Welt und Welten eine Grundanschauung, und die Werke solcher wirklicher Philosophen entstehen immer in dem Bestreben, diese Grundanschauung ihren Mitmenschen in möglichst klarer und verständlicher Weise beizubringen. Solche Grundgedanken geben oft auch die Namen her zu ganzen Philosophie-Systemen: zum Beispiel nannte Kant sein Grundprinzip „Ding an sich", Schelling dasselbe: „Das Absolute", Fichte's Prinzip war „Das Ich und das Nicht-Ich", Schopenhauer nannte das Wesen aller Dinge „Den Willen zum Leben", sein Nachfolger und gewissermaßen Nachbeter Ed. von Hartmann betitelte seine Philosophie die „Philosophie des Unbewußten" 2c. 2c. und bei Schlesinger ist es die Raumvorstellung oder eigentlich der „Raum", von welchem er ausgeht; alle Energie betrachtet er als eine Raumkraft, und die Lehre von deren Wirksamkeit ist die Energistik.

Er behauptet vor allem, daß der materialistische Grundsatz: „die Materie oder der Körperstoff sei die Grundlage der Natur" unhaltbar sei; er tritt insbesonders auch der Kant'schen Raumanschauung, nach welcher der Raum die Summe der Orte, wo Körper sind und sein können, also nur die Möglichkeit des Nebeneinanderseins der Dinge und somit nur eine Denkform sei, vollständig entgegen. Der Raum ist nicht „nichts", er ist keine abstrakte Hypothese, sondern — dies sind Schlesinger's eigene Worte — „der

Raum, in welchem alle Dinge sind oder sein können, ist an sich ein substantiell Seiendes, welches nicht verschoben werden kann und somit alle Dinge durchdringt."

Über die scheinbare Fernwirkung der Körper auf einander sagt Schlesinger: „sie führte mich auf einen neuen Kraft- oder Energiebegriff, wonach Kräfte, oder wenn sie sich bewegen, Energien genannt, substantielle, volumenhafte, selbständige Dinge sind, die bei ihrer unfaßbaren Kleinheit sich gewöhnlich der Wahrnehmung durch unsere Sinne entziehen und erst bei einer ungeheuren Verdichtung jene Erscheinung liefern, die wir Körperstoff oder Materie nennen, die nun sichtbar und greifbar wird.

Der Autor betrachtet den Raum somit selbst als eine Urkraft, aus deren Wesenheit alle Kräfte und Energien ihre Formen empfangen, und er sucht in seinen Lehren zu zeigen und zu beweisen, daß die Urkraft die einzige, aber lebendige und allintelligente Macht ist, welche alle Welten und alle Lebewesen in's Dasein setzt und die Welten im ewigen Betriebe erhält.

Diese Grundanschauung unseres Autors ist zwar nicht absolut neu, denn sie zeigt große Ähnlichkeit mit so manchem Philosophie-System alter und neuerer Zeit, z. B. mit den Lehren von Leibnitz, welcher die Substanz aus points métaphysiques bestehend betrachtete, oder mit Robert Hamerling, welcher eine Atomistik des Willens geschrieben hat, abgesehen von Schopenhauer und Eduard v. Hartmann, welche Wille und Unbewußtes (also unmaterielle Prinzipien) als Weltensubstanz bezeichneten und abgesehen von gar vielen anderen Philosophen, welche auf geistige und psychische Faktoren ungleich größeren Wert legten, als die eigentlichen Materialisten; sie ist auch — die Anschauung Schlesinger's nämlich — rein monistisch, soferne sie das Weltprinzip als ein innerlich Einheitliches betrachtet; dennoch aber in mancherlei Hinsicht originell, was insbesonders auch aus der Erläuterung und Darlegung des Energiebegriffes hervorgeht.

Ich will hier einige Sätze Schlesinger's anführen bezüglich seiner Auffassung der Energie und ihrer Wirkungsart, welche Meinungen mit den herrschenden Ansichten der heutigen Naturwissenschaft in Kontrast stehen.

Es heißt (Seite 37 seiner Energistik): „Der allgemeine Weltenraum ist ein reales und kein bloßes Gedankending", welchen Satz er der Kant'schen Theorie entgegenstellt. Seite 40 sagt er: „Der Weltenraum ist ein wirkliches Etwas, das ich von nun an Raumsubstanz nennen werde." Unter „Substanz" versteht aber Schlesinger nichts Körperliches oder Materielles und Atome im Sinne der chemischen Wissenschaftslehre gibt es nach ihm nicht. Die Undurchdringlichkeit der sogenannten Stoffatome beruht nur auf einer Wirkung von Tätigkeitsursachen und diese sind, unter Umständen, die Erzeuger der Undurchdringlichkeit. Auf die Frage: Was ist denn der Träger der Tätigkeitsursachen? sagt Schlesinger Seite 44: „Ich gebrauche für dieses Unbekannte, für den Träger der einzelnen Tätigkeitsursachen die Bezeichnung Kraftsubstanz oder auch Energiesubstanz. Das Fundamentale der Stoffatome ist also Kraft oder Energiesubstanz, keineswegs aber ein Körperstoff, denn dieser ist nur ein sogenannter Stoff, d. i. eine bestimmte Wirkung von Tätigkeitsursachen" — und er formuliert dann seine Anschauungen in den Satz: „Die gesamte

materiell erscheinende Welt ist aus Kraft- oder Energie-substanz aufgebaut."

Schlesinger bestreitet dann die Existenz eines Beharrungsvermögens in den Körpern im Sinne der heutigen Physik und leitet den Widerstand, den Körper unter Umständen äußern, aus dem Zusammenwirken der Tätigkeitsursachen der Raumsubstanz mit den Tätigkeitsursachen der Energiesubstanz ab. Die Träger, resp. die Tätigkeitsursachen der Raumsubstanz und Energie-substanz suchen sich gegenseitig festzuhalten, und „dieses gegenseitige Festhalten ist die Ursache des Beharrungswiderstandes des Stoffatoms und der Körpermassen". Er sagt: „Nachdem diese Erscheinung einige Ähnlichkeit mit der Körperadhäsion besitzt, so nenne ich das Festhalten der Stoffatome und der Körper durch die absolut ruhende Substanz des allgemeinen Weltenraumes die Raumadhäsion der Körper." Dadurch also, daß Schlesinger eine absolut ruhende Substanz des allgemeinen Welten-raumes annimmt und ihr eine Tätigkeit beimißt, welche mit den Tätigkeits-ursachen der Energiesubstanz (aus der Atome und Körper entstehen können) in Wechselwirkung treten kann, unterscheidet sich scharf seine Ansicht von der jetzt herrschenden Anschauung der Wissenschaft, speziell der Physik und der Chemie.

Eine von den herrschenden Meinungen verschiedene Ansicht entwickelt er auch über das Wesen der Bewegung. Bewegungsursachen sind nach ihm sehr kleine, unsichtbare aber doch Form habende selbständige Dinge, welche er Kraft-teilchen nennt; er unterscheidet solche in Kraft- und Energieteilchen und nennt erstere solche welche Bewegung blos anstreben, Energieteilchen aber jene, welche wirkliche Bewegungen hervorbringen. Erstere, also jene, welche Bewe-gung anstreben, erzeugen Körpergewicht; man nennt sie (auch die heutige Wissenschaft hat ähnliche Begriffe) Schwere, die anderen aber, so wie sie Fallbewegung bewirken, Schwere-Energie.

Schlesinger formuliert seine Ansicht in folgende Sätze: „Alle Bewegung in der Natur erfolgt durch Energieteilchen, welche vorher als Kraftteilchen wirksam waren. Kraft- und Energie-teilchen sind der Wahrnehmung durch unsere Sinne entzogen."

Eigentümlicher noch ist seine Meinung über die Entstehung der Bewegung. Bei derselben spielt seine Annahme der ruhenden und unverschiebbaren Raum-substanz eine große, resp. maßgebende Rolle indem sie die Stütze abgibt, an der sich das Bewegte weiter schiebt oder zieht. Er sagt: „Ich kann mir nur denken, daß etwas Unnachgiebiges als Stütze vorhanden sein muß, damit eine Bewegung ermöglicht werde. An der Stütze muß entweder das Bewegliche sich weiter schieben oder weiter ziehen, oder von der Stütze selbst weiter geschoben oder weiter gezogen werden."

So sonderbar nun die Annahme einer festen Stütze im Raume klingt, einer Stütze, von der unsere Sinne uns kein Erkennungszeichen vermitteln, so darf man dabei aber doch nicht übersehen und muß sich daran erinnern, daß die heutige Naturwissenschaft einen im Weltenraume überall verbreiteten „Äther" annimmt, in welchen alle Körper gewissermaßen eingebettet sind, und denselben nicht nur annimmt, sondern sein Vorhandensein als streng erwiesen betrachtet.

Die neueste Wissenschaft betrachtet diesen Äther als ein Kontinuum, welches aber doch auch unverschiebbar gedacht werden muß; sie erklärt die Erscheinungen des Lichtes z. B. aus Ätherschwingungen von unfaßbarer Zartheit, als den Hervorbringer der Schwingung aber die Bewegung, von welcher übrigens schon Robert Meyer (der Erfinder der modernen Wärmetheorie) behauptete, sie müsse als „substanziell“ betrachtet werden — wobei noch heute mancherlei Fragezeichen bezüglich der Form des Äthers und seiner Wirkungsweise offen stehen. Ich kann mich hier nicht in physikalische Probleme einlassen, bemerke aber, daß unser Autor auch über die Wärme- und Lichttheorie seine eigenen Anschauungen darlegt; er perhorresziert die Äther-, resp. Schwingungstheorie nicht vollständig, nimmt aber an, oder sucht zu beweisen, daß — wie schon oben angedeutet — selbständige Energieteilchen die Bewegungsursache sind, so also, daß er neben der Undulationstheorie noch eine Art Emissionstheorie andeutet, so z. B., daß die selbständigen Energieteilchen den Äther in Schwingungen versetzen.

Bemerken will ich bezüglich des physikalischen Teiles der Schlesinger'schen Abhandlungen, daß er durch seine Kraft- und Energietheorie auch die Fernwirkung — ebenfalls ein noch nicht vollständig gelöstes Problem der exakten Wissenschaft — erklären will. Wieder ist es der allgemeine Raum, resp. die Raumkraft, welche diese Vermittlung übernimmt; überdies aber wirken auch die Energiekräfte in anderer Art, als man bisher annahm. Schlesinger denkt sich, daß alle Weltkörper, also auch unsere Erde, von Energieteilchen umlagert sind; die Energieteilchen bestehen aus zwei Hälften; die eine W dient zur Anlagerung an die Körper, an welchen sie durch Adhäsion haften kann, die andere Hälfte A ist für die Erzeugung der Bewegung bestimmt. Die Bewegung erfolgt stets mit Vorderhälfte in der Bewegungsrichtung voraus. Seite 160 heißt es: „Die ganze Erde ist ringsumher mit Energieteilchen umlagert, welche mit ihren Vorderhälften A der Erde zugewendet, mit ihren Rückhälften W nach auswärts gerichtet, über einander liegen, und diese Lagerungen bilden zusammen eine der Erde zugehörige fixe Sphäre von Energieteilchen, welche ich die Kraftsphäre der Erde nenne.“

Schlesinger sagt dann: „Die Energieteilchen der Kraftsphäre der Erde, welche mit der Masse des Körpers in Berührung kommen, sind der Einwirkung der Körpermasse unterworfen; diese Einwirkung reißt Energieteilchen aus der Kraftsphäre der Erde heraus, der Zusammenhang der Energieteilchen mit der Kraftsphäre der Erde wird aufgehoben; die Energieteilchen setzen sich an die Körpermasse fest und werden freie Zugkräfte, welche derart durch die Kraft der absolut ruhenden Raumsubstanz in Bewegung gesetzt werden, als wäre die Kraftsphäre der Erde nicht vorhanden. Auf diese Weise entsteht das Gewicht des Körpers d. h. ein Zug nach abwärts.“ Und später sagt Schlesinger: „Es ist also nicht richtig, daß die Erde die Körper anzieht und dadurch das Körpergewicht erzeugt, sondern er fällt, weil ihn die sich in ihm sammelnden Energieteilchen zur Erde ziehen.“ Nach Schlesinger's Ansicht reicht die Kraftsphäre der Erde soweit, als die Astronomen die sogenannte Anziehung der Erde auf die übrigen Planeten der Sonne konstatieren, also viele tausende Millionen Kilometer weit.

Schlesinger mißt aber — selbstverständlich — allen Himmelskörpern solche Kraftsphären bei und es heißt weiter: „Die Sonne und ihre Planeten und Planetoiden, die Kometen und alle im Weltenraume sich befindenden Weltkörper sind mit Kraftsphären, aus Energieteilchen bestehend, umgeben, und diese in ungeheure Weiten reichenden Kraftsphären bewirken die Erscheinung der sogenannten allgemeinen Attraktion der Weltkörper, welche eine gegenseitige sein muß."

Ich füge bei, daß Schlesinger's Ansicht dahin geht, daß alle Wirkungen, welche sich im Weltenraume bemerkbar machen, aus der Kraft des ruhenden Raumes einerseits, andererseits aus den freiwirkenden Energieteilchen entstehen, und diese auch die Fernwirkung vermitteln oder veranlassen, im Verhältnisse der Abstände und Massen der Weltkörper, welche als solche aber selbst aus der Wechselwirkung von Raumkraft und Energie entstanden sind.

Es fällt Schlesinger indessen nicht ein, die Gesetze Newtons oder Keplers vollständig umzustoßen, allein er bringt seine Energieteilchen und die aus ihnen bestehenden Kraftsphären der Weltkörper mit in Rechnung, was ich hier noch — zum Schlusse — nach seiner mathematischen Darstellung hersetzen will.

Isaac Newton stellte die Formel auf:

$$J = \frac{M_1 \cdot M_2,}{\vartheta^2}$$

wobei M_1 und M_2 die Massenzahlen zweier Weltkörper sind, ϑ der Abstand ihrer Massenmittelpunkte ist und J die Intensität ihrer scheinbaren Anziehung bedeutet

In Worten: Die Intensität der scheinbaren gegenseitigen Massen-Attraktion zweier Massen ist gleich dem Produkte der beiden Massenzahlen, dividiert durch das Quadrat der Entfernung der beiden Massenmittelpunkte von einander.

Schlesinger stellt die Formel anders auf:

$$J = \frac{M_1}{\vartheta} \cdot \frac{M_2,}{\vartheta}$$

und es bedeutet $\frac{M_1}{\vartheta}$ die scheinbare Anziehung, welche M_1 von der Kraftsphäre der Masse M_2 erleidet und $\frac{M_2}{\vartheta}$ ist die scheinbare Anziehung, welche M_2 von der Kraftsphäre der Masse M_1 erfährt.

Hieraus erhellt nun der für Schlesinger's Ansicht neue Satz: „Die Kraftsphären der Körpermassen sind in ihren Anziehungswirkungen auf die Körpermassen ihren Massen proportional."

Es ist hieraus ersichtlich, daß Schlesinger nicht die Körpermassen als solche, sondern eigentlich die Kraftsphären zum Maße seiner Rechnungen macht. [1])

[1]) Es wäre hier der Ort, Schlesinger's Ansichten, sowohl in naturwissenschaftlicher, wie in erkenntnis-theoretischer oder philosophischer Hinsicht mit anderen, schon vorhandenen in Vergleich zu ziehen. Dies würde mich aber viel zu weit führen und Schlesinger selbst hat jede polemische Erörterung bezüglich seiner und anderer Ansichten beinahe ganz vermieden. Auf meine ihm einmal persönlich gemachte Bemerkung, daß es vielleicht zweckmäßig wäre, wenn er auch andere Autoren lesen und berücksichtigen würde, erwiederte er mir: „Ich habe dazu weder die notwendige Zeit, noch auch die notwendige Lust, denn ich will mich in meinen eigenen Ansichten gar nicht beirren lassen. Wollte ich alle einschlägigen Bücher lesen oder gar studieren, so bliebe mir weder Zeit, selbst zu denken, noch Zeit, selbst zu schreiben." Ich konnte ihm diesbezüglich nicht ganz Unrecht geben, verwies ihn aber doch auf einige Autoren, welche seinen philosophischen Anschauungen recht nahe stehen, z. B. Frohschammer, Hamerling u. A.

Ich denke, daß Schlesinger schließlich, wenn auch vielleicht erst in x-Zeit, Recht behalten wird; denn daß ebenso wie das Prinzip — die Substanz, oder wie man die seiende Einheit nennen will — in einheitlicher Weise wirkt, so also, daß alle aus dem Prinzipe hervorgehenden Erscheinungen in Wechselwirkung stehen und zwar auch in substanzieller, kann logischerweise kaum bezweifelt werden.[1])

In den heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungen verbindet sich gewiß noch recht oft die Wahrheit mit der Dichtung — wissenschaftlich Hypothese genannt — und in mancher Richtung mag dies auch bei Schlesinger noch der Fall sein. Die Logik aber — die höhere oder transzendentale — verlangt auch gewisse Rechte und absolut logisch ist die Annahme, daß ein einheitliches Prinzip auch einheitlich wirkt und einheitlich tätig ist.

Wenn die Wissenschaft heute, die Astronomie zum Beispiel, und mit Recht, von Sternensystemen spricht, Sternensysteme, welche aus X Millionen Sonne und X Millionen Planeten ꝛc. bestehen, so ist der logische Schluß berechtigt, daß alle diese kaum zählbaren Weltkörper eines Systemes doch nach einem Zentralpunkte gravitieren, was endlich ja auch die Astronomie zugibt. In diesem Falle muß aber die Wechselwirkung der Sterne untereinander, auch die physikalische, als bestehend angenommen werden, und Schlesinger, dessen Anlage zur Physik vielleicht alle seine übrigen Talente überragt, sucht durch sein System in erster Linie diese Wechselwirkung auch logisch-physikalisch zu erklären, was bisher weder der Physik, noch der Astronomie, noch der Chemie vollständig gelungen ist.

Welche Schlüsse aber unser Autor aus seinen Beobachtungen weiter zieht, will ich in folgendem darlegen, wobei ich ihn zumeist selbst sprechen lassen werde.

Im 20. Gesprächstage, im Kapitel: Chemie der Energien, sagt Schlesinger wörtlich: „Meine Grundgedanken sind folgende:

1. Die gesamte Natur ist das Resultat des Wirkens der Urkraft, die mit dem absolut ruhenden substanziellen Wesen des Weltraumes sich verbunden hat.
2. Im Weltenraume sind unendlich viele Energieteilchen durch die Urkraft ins Dasein versetzt.
3. Die Energieteilchen empfangen ihre Energie immer aus der Urkraft, und zwar von jener Stelle des Weltenraumes, welche sich jeweilig innerhalb des Energieteilchens in seinem A und in seinem W sich befindet.
4. Die Urkraft äußert sich als eine denkende, unendlich schöpferische Macht dadurch, daß sie die Energieteilchen nach bestimmten Gesetzen bewegt, welche Gesetze der Ausdruck des Willens und Könnens der Urkraft sind.

---

[1]) In der Art und Weise, wie die Entstehung der Bewegung und wie Fernwirkung durch Energieteilchen der Kraftsphären erklärt werden, kann ich mit Schlesinger nicht vollständig übereinstimmen, aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde. Daß aber die Energiesphären der Weltkörper existieren und auch eine substanzielle Wechselwirkung derselben untereinander stattfindet, kann nicht bezweifelt werden. Ich verweise auf meine eigenen, die Bewegung betreffenden Werkchen: „Die Entstehung der Bewegung" und „Das Ende der Bewegung" (Graz, Leuschner & Lubensky), in welchen das Wesen der Bewegung genauer dargelegt ist.

5. Das Wirken der Urkraft durch die Energieteilchen ist ein zweifaches; a) ein mechanisches, d. h. Widerstände überwindendes; b) ein intelligentes, zur Erreichung bestimmter Zwecke sich äußerndes Wirken.

Somit äußert sich durch jedes Energie-Molekül: „Mechanische Gewalt und Intelligenz".

Von diesen 5 Punkten ist der Punkt 3 von besonderem Interesse, soferne er die Theorie der Entwicklung und Formbildung tangirt oder betrifft. Um den Text meiner Abhandlung nicht allzusehr auszudehnen, will ich Schlesinger's diesbezügliche Ansicht, (welche er in seinem Werke ausführlich behandelt, die ich aber hier nicht vollständig wiedergeben kann) nur in Kürze andeuten. Schlesinger nimmt an, daß die Intelligenz der allgemeinen Raumkraft bei jeder Zeugung im Pflanzen- und im Thierreiche im Energieteilchen vom Punkte zwischen A und W desselben derart wirkend eingreift, daß solche Energieteilchen geschaffen werden, denen die Bildungstätigkeit obliegt, so also, daß ihnen das Streben und die Fähigkeit (die notwendige Intelligenz) gewissermaßen eingeprägt wird, diese Form zu bilden, welche Wachstum, Ernährung und Assimilierung zu Gunsten des Individuums ermöglichen. Er nimmt also an, daß die Intelligenz der allgemeinen Raumkraft es ist, welche unmittelbar eingreift, um die entsprechenden Keime genau so herzustellen, oder vorzubilden, daß dann aus dem gebildeten Keime z. B. ein Kirschenbaum wird oder werden muß. Schlesinger führt dies in dem Beispiel eines Kirschenkeimes durch. Auch diese Ansicht des Autors dürfte richtig sein; denn die bisherigen modernen Entwicklungslehren ermangeln eben dieser Annahme (des Vorhandenseins einer Intelligenz bei jeder Formbildung) und dieser Mangel ist immer und überall der Stein des Anstoßes, d. h. jene klaffende Lücke, welche diese Theorien nicht auszufüllen vermögen.

Ich erinnere hier daran, daß Schlesinger's „Raum" ein an sich substanziell Seiendes ist, welches nicht verschoben werden kann und somit alle Dinge durchdringt, nach welcher Ansicht oder Annahme also auch die „Intelligenz" überall vorhanden gedacht werden muß.

Schlesinger's Freund (mit dem er das Zwiegespräch führt), äußert sich darauf mit folgendem: „Diese Grundgedanken, welche sich übrigens schon aus Deinem ersten Teile des Buches ergeben, trennen den Energismus vom Materialismus vollständig und zwar wesentlich durch die Existenz einer denkenden, allmächtigen Urkraft, während der Materialismus sich um die Urkraft nicht kümmert, sondern nur um die Gesetze, nach welchen sich Naturvorgänge vollziehen." Schlesinger selbst bestätigt dieses und nennt schon in seinen früheren Erörterungen diese allmächtige, intelligente Urkraft — Gott!

In der Tat ist der Grundunterschied zwischen einer streng-logischen und der rein-materialistischen Anschauung von Welt und Welten der, daß erstere dem Dasein der Welt einen Zweck unterlegt, u. z. einen Zweck, der auch mit unserem eigenen u. z. persönlichen Empfinden und Denken, mit unserem Wesen, mit unserer innersten Natur in einem innerlich-verwandten Kausalnexus steht, während die zweite, die materialistische Anschauung überhaupt alle Zweckbegriffe negiert und die innere Logik vom Sein und Seienden gar nicht berücksichtigt und diese Logik durch das Vorhandensein unmotivierter Naturkräfte und ebenso unmotivierter „Gesetze" zu ersetzen und zu verdrängen

bestrebt ist — ein Vorgehen, welches in jeder Beziehung einer Beschränktheit gleichzusetzen ist, die wirklich denkenden und tief empfindenden Menschen in der Tat unbegreiflich erscheint, weil jeder solche Mensch die Überzeugung in sich hat, daß er sowohl wie Welt und Welten nicht der Spielball unlogischer Naturkräfte sind.

Ich selbst habe — schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert dargetan, daß die Gesetzmäßigkeit als solche, überhaupt aber schon das Grundprinzip der Kausalität selbst, der Satz: „Keine Wirkung ohne Ursache!", ja der Umstand auch, daß die Menschen überhaupt bei allem Geschehen nach einer Ursache oder gar nach einem Grunde fragen und forschen, auf die Existenz einer Intelligenz hinweiset, d. h. auf eine Synthesis, ohne welche jede Analyse ein Nonsens ist. Die Synthese ist aber das wahre Kriterium der Intelligenz und auch der Vernunft, welche in Wirklichkeit ja nichts ist, als das Vermögen, die richtige Synthesis aufzufassen (zu „vernehmen") und aus den Wirkungen richtige Schlüsse auf den Grund aller Tätigkeit, aller Veränderung und auch aller Empfindung zu machen.

Kant in seinem „Gottesbeweise" sagt Ähnliches, wenn auch mit anderen Worten; nur bedauerlich war es und ist es, daß Kant selbst die Tragweite seiner eigenen Erkenntnisse gar oft unterschätzte und die drei „Postulate" der Vernunft: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" nur als Postulate einer praktischen Vernunft darlegte, anstatt solche als logische Postulate der wirklichen und einzigen Vernunft hinzustellen. Ich selbst habe in diesen Blättern und auch in mehreren anderen meiner Schriften — die Mängel der Kant'schen Philosophie besprochen, auch erklärt, daß die Begriffe von Raum und Zeit nicht nur „Begriffe" u. z. leere Begriffe sind, sondern daß ihnen auch Realität zukommt. Auch den „Postulaten" der „praktischen" Vernunft kommt Realität zu, ungeachtet dessen, daß Kant, dessen Nachbeter und insbesonders die exakt-materialistische Naturforschung dies aus Mangel an tieferer Empfindung und ihrer einzig richtigen Auslegung (Logik) nicht begreifen können, denn dem Gottesbegriff entspricht der wirkliche und wahrhaftige Gott als persönlich wirkender und wirken müssender ewiger Grund des Daseins von Welt und Welten; dem Freiheitsbegriff entspricht die Tatsache, daß die Freiheit schon im „esse" liegt, im Sein selbst (was Schopenhauer und andere auch behauptet haben), soferne das Weltprinzip (Gott) keinen außer sich habenden Seinsgrund haben kann, und Gott daher ist, weil er sein will, und der Begriff der Unsterblichkeit ist logisch, weil das Aussichseiende den zureichenden Grund seines Seins gewiß in sich hat, und dieser Grund, ist er einmal logisch, nämlich zureichend zum Sein, nie anders werden kann, als er ist. Aristoteles hat dies schon erkannt: „Ex nihilo nihil fit et in nihilum nihil potest reverti!"

Ich will die Schilderungen der Schlesinger'schen Ansichten, Meinungen und Behauptungen nicht weiter ausdehnen, obschon es noch recht viele Punkte gäbe, welche eines besonderen Hinweises würdig wären, und welche Punkte insbesonders im dritten Teile seines Werkes: „Die organische Welt" zu finden sind. Der Raum, welcher mir hier zu Gebote steht, erlaubt mir dies aber nicht und so will ich meine Erörterungen denn mit folgenden Worten beendigen: Unseres Autors Weltansicht ist eine großartige, wirklich allumfassende, und sein Raumkraftbegriff deckt sich mit dem richtigen Begriffe vom Dasein Gottes. Wer

sich davon überzeugen will, studiere sein Werk; ich empfehle es allen wahrhaft Denkenden wärmstens und schließe diese kurze Abhandlung mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Bedauerns darüber, daß dieser ebenso edle, als groß angelegte Geist viel zu frühe aus dem Leben scheiden mußte.

Anton Ganser

Edith Gräfin Salburg. Das Priesterstrafhaus. Roman. Mit Benutzung von Zeitstudien und authentischen Quellen. Dresden und Leipzig 1903. Verlag von Karl Reißner.

Wer Anlage zum Malkontenten in sich fühlt, sei es daß er selbst in ohnmächtiger Wut unter der Geißel tückischer Tyrannei sich krümmt und windet, sei es, daß ein wärmeres Herz für unschuldig verfolgte und systematisch zugrunde gerichtete Unglücksmenschen in seiner Brust schlägt, dem ist der Roman Öl ins Feuer. Wenngleich er ein Produkt unserer politischen und sozialen Tendenzliteratur ist, kann man ihm doch nicht eine tatsächliche Grundlage absprechen. Das Problem haben schon andere zu kleinen, unschädlichen Dolchstößen ausgebeutet; Gräfin Salburg führt einen einzigen, wuchtigen Schwertstreich. Der edle, von seiner Gemeinde verstandene und darum geliebte Priester tritt hier in den ungleichen Kampf gegen ein starres, eisiges Prinzip, in dem er unterliegen muß. Er nimmt den Begriff der Seelsorge im besten Sinne dieses Wortes, er ist ihm der höchste, vor Gott und Menschen würdigste. Und eben darum will er nicht gegen seine eigene bessere Überzeugung ein blindes Werkzeug bischöflicher Staats-, Kirchen- und Personalpolitik sein. Er will überhaupt von Politik nichts wissen. Das hat man einmal „droben" erfahren und nie mehr vergessen. Langsam und sicher, mit fürchterlicher Regelmäßigkeit und teuflischer Berechnung geführt, fallen die Keulenschläge auf ihn nieder. Die Gestalt des zum Kaplan degradierten und schließlich ins Priesterstrafhaus zur „Besserung" gesteckten ehemaligen Pfarrprovisors Josef Oettinger erinnert ein wenig an Michael Kohlhaas. Aber jener ist trotz seiner Auflehnung gegen schändliche Bedrückung ein demütiger Schwächling, der sein Schicksal zum Teil selbst verschuldet und darum das Mitleid nicht ganz verdient, das für ihn gefordert wird.

Die Sprache ist einfach, aber schön und kraftvoll, die Charakteristik bis in die kleinsten Details und bis zu den nebensächlichsten Personen meisterhaft, kein Strich mißlungen. Das Thema an und für sich fesselt schon, und die prächtige Durchführung erhöht noch den ungewöhnlichen Genuß, der selbst durch den Umstand nicht beeinträchtigt werden kann, daß der Roman eine unverhüllt ausgesprochene, starre politische Tendenz verfolgt.

Felix Falzari. Istrianische Novellen und andere Erzählungen. Linz—Wien—Leipzig o. J. (1903). Österreichische Verlagsanstalt.

Falzari ist ein liebenswürdiger Plauderer und warmfühlender Schilderer. Er zeichnet mit geschickten, feingeschwungenen Zügen die Naturburschen, deren Äußeres die trostlose Öde und Rauhheit ihres Landes wiedergibt, deren Seele aber die Tiefe und Schönheit ihres Meeres in sich aufgenommen hat, aber auch mitunter dessen Heimtücke. Auf Kleinmalerei versteht er sich ausgezeichnet. Eine große Tat sind diese sieben Novellen freilich nicht; sie wollen es auch gar nicht

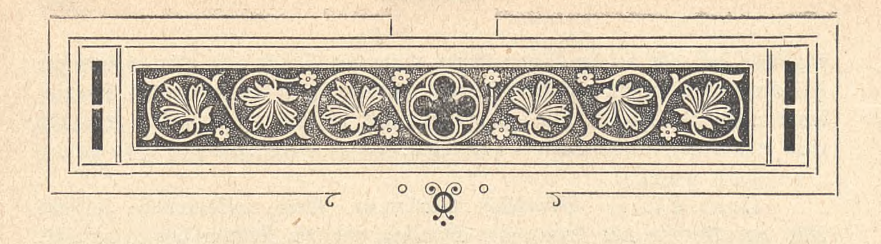
sein. Sie sind nicht bei der Studierlampe entstanden, sind kein Resultat tiefsinniger Forschungen. Draußen am Strande, auf kahlem Felsen im glühenden Sonnenbrand oder im Schatten eines Myrtenstrauchs mußten sie geschrieben sein; es weht erquickende, frische Seeluft aus ihnen. Dr. Karl Huffnagl.

Hans Strigl: Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter. Wien und Leipzig. Leopold Weiß. 1903.

Mit einer seltenen glücklichen Begabung, wissenschaftliche Ergebnisse in einer allgemein verständlichen und dabei höchst anmutigen Weise gleichsam zu erzählen, macht in dem vorliegendem Buche der Verfasser den Versuch, für ein Gebiet zu interessieren, das bisher der Allgemeinbildung leider fast ganz verschlossen blieb. Derjenige, der außerhalb der philologischen Fachbildung steht, wird mit Erstaunen wahrnehmen, was für ein blühendes Leben der als so trocken verschrieenen Philologie innewohnt, wenn nur ein frischer Geist sich ihrer Fragen bemächtigt. Den Laien öffnet dieses Buch die Augen. Die Ehrwürdigkeit des Wortes, das eine viel tausendjährige Geschichte in sich trägt und sich im Kampfe der geistigen Entwicklung der Menschheit zu behaupten weiß, erweckt in uns ein solches Gefühl einer erhabenen Größe unserer Sprache, daß sie nur mit der erhabenen Größe der nächtlich leuchtenden Gestirne verglichen werden kann. Das Wort „Naturgeschichte", das Strigl hier gebraucht, ist aber wohl berechtigt. Auf die einzelnen Aufsätze kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß das Buch allgemein entwickelnde Aufsätze über die Geschichte der vergleichenden Sprachforschung, über Zahl und Einteilung der Sprachen auf der Erde, eine kurze Geschichte der englischen, sowie der französischen Sprache und drei sehr hübsche Aufsätze über das Chinesische enthält. Außerdem werden einzelne Wurzeln und einzelne Wörter in ihrer geschichtlichen Entwicklung äußerst lehrreich behandelt. — Möge ein günstiger Erfolg des Buches den Verfasser zur Fortsetzung dieser Aufsätze veranlassen, wie er es in Aussicht gestellt hat. Populäre Schriften dieser Art können nur willkommen sein und verdienen jegliche Förderung, auch von seiten der philologischen Fachgelehrten.

Camillo V. Susan.





Österreichische und ungarische Bibliographie.

Verzeichnis

der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1901/2 veröffentlichten Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

Steiermark.

Graz. a) Erstes Staats-Gymnasium. 1. Kurz Ludwig, Ritter von: Josef Ritter von Führich. Ein Gedenkblatt. 16 S. — 2. Mayr Ludwig: Der Grazer Schloßberg in griechischen und deutschen Hexametern beschrieben. 8 S.

b) Zweites Staats-Gymnasium. Khull, Dr. Ferdinand: Jugend- und Kriegserinnerungen Johann B. Türks. (Schluß.) 32 S.

c) Fürstbischöfliches Gymnasium am Seckauer Diözesan-Knabenseminar Carolinum-Augustineum (mit Öffentlichkeitsrecht). Sattler, Dr. Anton: Die pseudo-augustinischen Soliloquien in der Übersetzung des Bischofs Johannes von Neumarkt. (Schluß des Textes.) 35 S.

Cilli. Staats-Gymnasium. Brommer, Dr. Ignaz: Versuch einer Morphometrie der pyrenäischen Halbinsel. 46 S.

Leoben. Staats-Gymnasium. 1. Lippitsch, Dr. Kajetan: Die Unverträglichkeits-Relation des Satzes vom goldenen Schnitte mit dem Gesetze der rationalen Indices, nachgewiesen am Rautendreißigflächner und regelmäßigen Pentagondodekaeder. (Mit einer Tafel.) 10 S. — 2. Hopfgartner, Dr. Albin: Katalog der Lehrerbibliothek. (4. Fortsetzung.) 3 S.

Marburg. Staats-Gymnasium. 1. Glowacki Julius: Beitrag zur Laubmoosflora der österreichischen Küstenländer. 13 S. — 2. Kavčič Jakob: O značaju in njegovih lastnostih. (Über den Charakter und seine Eigenschaften.) 51 S.

Pettau. Kaiser Franz Joseph-Landes-Gymnasium. Raiz, Dr. Ägid: Über das Symbol und die Symbolik in Henrik Ibsens Dramen. 46 S.

Kärnten.

Klagenfurt. Staats-Gymnasium. Katalog der Lehrerbibliothek des k. k. Staats-Gymnasiums in Klagenfurt. (Fortsetzung und Schluß.) 31 S.

St. Paul. K. k. Stifts-Gymnasium der Benediktiner. Hefter, Dr. Adam: Hauseritne Seneca in dialogo secundo e Ciceronis de finibus tertio et Tusculanarum disputationum quinto libro quaerit A. H. 34 S.

Villach. Staats-Gymnasium. Langer, Dr. Leo: Zur Narrenliteratur. 32 S.

Krain.

Laibach. a) Erstes Staats-Gymnasium. Šorn, Dr. Josef: Weitere Beiträge zur Syntax des M. Junianus Justinus. 11 S.

b) Zweites Staats-Gymnasium. Lončar, Dr. Dragotin: O gostosti prebivalstva in krajev na Kranjskem. (Über die Dichte der Bevölkerung und der Ortschaften in Krain.) 33 S.

Krainburg. Kaiser Franz Josef-Staats-Gymnasium. Tominšek, Dr. Josef: De compositione P. Terenti Phormionis. 22 S.

Rudolfswert. Staats-Gymnasium. 1. Pamer, Dr. Kaspar: Das Staats-Obergymnasium zu Rudolfswert. 20 S. — 2. Detela, Dr. Franz: † Professor P. Ladislav Hrovat. 6 S.

Görz, Triest, Istrien.

Görz. Staats-Gymnasium. 1. Das Staats-Gymnasium in Görz von 1849—1901: VII. Die Abiturienten. 25 S. — 2. Santel Anton: Bemerkungen zur Didaktik einiger Kapitel der Mechanik. 13 S.

Triest. a) Staats-Gymnasium. Pommer, Dr. Otto: Zur Kritik und Würdigung der Ethik Schopenhauers. Eine Untersuchung ihrer Voraussetzungen. 36 S.

b) Kommunal-Gymnasium. Adami Richard: La Milizia romana secondo Tacito. 61 S.

Capodistria. Staats-Gymnasium. 1. Petris Stefan: Spoglio dei „Libri Consigli" della città di Cherso (vol. II°) e sei lettere inedite di Francesco Patrizio. 26 S. — 2. Katalog der Lehrerbibliothek. I. Teil. 11 S.

Mitterburg. Landes-Realgymnasium. Scarizza R.: I canti corali nelle tragedie di Sofocle. 65 S.

Pola. Staats-Gymnasium. Podhorsky, Dr. Felix: Reisebilder aus Italien und Griechenland. 36 S.

Dalmatien.

Zara. a) Staats-Gymnasium (mit italienischer Unterrichtssprache). 1. Nikolić Emanuel: Le varizioni secolari della costa adriatica. 28 S. 2. Catalogo sistematico dell' i. r. biblioteca ginnasiale-provinciale di Zara. (Continuazione.) 30 S.

b) Staats-Gymnasium mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache. 1. Brajković Thomas: Osvrt na petogodišnjicu zavoda. (Rückblick auf das erste Quinquennium der Anstalt.) 10 S. 2. Urlić Simon: Katalog učiteljske biblioteke. (Katalog der Lehrerbibliothek.) 23 S.

Cattaro. Staats-Gymnasium. Nettovich, Dr. Leopold, pl.: O malariji u Boki Kotarskoj. (Über die Malaria in Bocche di Cattaro.) 21 S.

Ragusa. Staats-Gymnasium. Posedel, Dr. Josef: Povjest gimnazija u Dubrovniku. II. i III. dio. (Geschichte des Gymnasiums in Ragusa. II. und III. Teil.) 30 S.

Spalato. Staats-Gymnasium. Granić, Dr. Markus: O problemu slobodne volje. Svršetak. (Über das Problem des freien Willens. Schluß.) 47 S.

Böhmen.

Prag. a) Akademisches Gymnasium. Jeřábek Ant.: Pokus deduktivní methody v theorii rovnic. (Ein Versuch der Anwendung der Deduktionsmethode in der Theorie der Gleichungen.) 12 S.

b) Staats-Gymnasium in der Altstadt (mit deutscher Unterrichtssprache). Ostermann, Dr. Hugo: Zur Aussprache fremder geographischer Namen in der Schule. 14 S.

c) Staats-Gymnasium auf der Kleinseite (mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Kerbl Heinrich: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) 5 S. 2. Strobl A.: Zur Schullektüre der Annalen des Tacitus. (Fortsetzung.) 15 S.

d) Staats-Gymnasium in der Neustadt (Graben) (mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Strohschneider Jos.: Katalog der Lehrerbibliothek. (Fortsetzung.) III. Teil. (V. Deutsche Sprache.) 8 S. 2. Hromada, Dr. Adolf: Die Krankheiten des Willens. 1. Psychologie des Willens. 26 S.

e) Staats-Gymnasium in der Neustadt (Stefansgasse, mit deutscher Unterrichtssprache). 1. Kotyka R.: Katalog der Lehrerbibliothek. I. Teil. 30 S. 2. Kisch, Dr. A.: Versuch einer neuen Erklärung der in der Alkuin-Handschrift (Nr. 795) der k. u. k. Hofbibliothek in Wien enthaltenen gotischen Fragmente. 18 S.

f) Staats-Gymnasium in der Neustadt (Tischlergasse, mit böhmischer Unterrichtssprache). Košťál J.: Lidová mluva na Bydžovsku. (Der Volksdialekt in der Bydžover Gegend.) 15 S.

g) Staats-Real- und Obergymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Zachystal Franz: První cesta císaře Josefa II. na Rus r. 1780 a její význam. (Die erste Reise Kaisers Josef II. nach Rußland im Jahre 1780 und ihre Bedeutung.) 8 S. 2. Niederle, Dr. Wenzel: Johna Ruskina královna vzduchu. Přeložil, poznámkami a dodatky opatřil. Část II. (John Ruskins Königin der Luft. Übersetzt und mit Anmerkungen und einem Anhang versehen von —. II. Teil.) 22 S.

h) Staats-Gymnasium in der Neustadt (Korngasse) (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Zába, Dr. Gustav: Pojem substance u Kanta. Podle kritiky Č. Rozumu a Prolegomen. (Der Begriff der Substanz nach Kant. Nach seiner Kritik der reinen Vernunft und seinen Prolegomena.) 13 S. 2. Ruth Fr.: Doplňky k seznamu knihovny učitelské. (Nachtrag zum Kataloge der Lehrerbibliothek.) 3 S.

i) Staats-Gymnasium auf der Kleinseite (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Sládek Wenzel: Dionysiův neb Longinův spis „O vznešenu slovesném". Přeložil —. (Dionysios oder Longinos. Über das Erhabene. Übersetzt von —.) 13 S. 2. Himer Karel: Katalog knihovny učitelské. Část III. (Katalog der Lehrerbibliothek. III. Teil.) 9 S.

k) Privat-Gymnasium der Graf Straka'schen Akademie. Trakal, Jur.-Dr. Josef: Akademie hraběte Straky v prvním tiletí 1896—1899. (Die Graf Straka'sche Akademie in den ersten drei Jahren ihres Bestandes 1896—1899.) 25 S.

Arnau. Staats-Gymnasium. Töpfer Karl: Die sogenannten Fragmente des Sophisten Antiphon bei Jamblichos. 46 S.

Aussig. Kommunal-Gymnasium. 1. Allerhöchste Entschließung, betreffend die Verstaatlichung der Anstalt. 2. Erzherzog Rainer und Erzherzogin Marie. (Mit 1 Bilde.) — Vom Direktor. 2 S. 3. Krause Fr.: Die Kunsterziehung an den Mittelschulen. 19 S.

Beneschau. Kommunal-Gymnasium. Dvořák Anton: O zvířeně velehor. (Über die Tierwelt der Hochgebirge.) 28 S.

Braunau. Stifts-Gymnasium der Benediktiner. Maiwald, P. V.: Die opizische Periode in der floristischen Erforschung Böhmens. (Fortsetzung.) 81 S.

Brüx. Staats-Gymnasium. Czerny, Dr. Johann: Herzog Bernhard von Weimar und der französische Hof im Jahre 1637. 20 S.

Budweis. a) Staatsgymnasium (mit deutscher Unterrichtssprache.) Holba Marian: Katalog der Lehrerbibliothek. 41 S.

b) Staats-Gymnasium (mit böhmischer Unterrichtssprache). 1. Vařeka Joh.: Slovanská jména v topografii Novořecka. (Die slavischen Namen in der Topographie Neugriechenlands.) 18 S. 2. Volák Jos.: Doplněk katalogu učitelské knihovny. (Nachtrag zum Kataloge der Lehrerbibliothek.) 4 S.